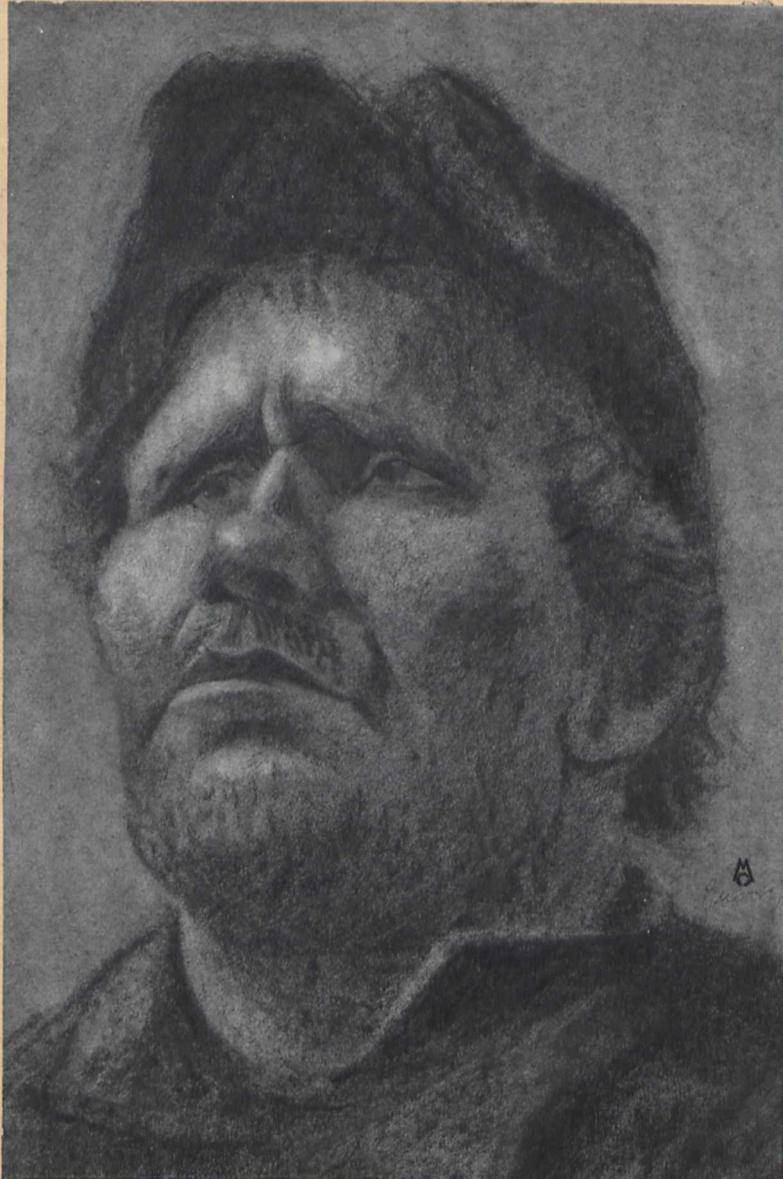


Schlesische Monatshefte



Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Heft 4

April 1934

11. Jahrgang

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Jahrgang 11

Nummer 4

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Waldemar Glaser, Breslau 13, Opitzstr. 1

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G.m.b.H., Breslau 5, Am Sonnenplatz

Druck und Bildstöcke: Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung: Waldemar Glaser, Breslau 13, Opitzstr. 1. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Inhalt des Aprilheftes:

Ehrenbürgerbrief der Stadt Breslau für Adolf Hitler

Fr. B. Hein: Die Oder bestimmt deutsche Geschichte

Walter Kühn: Ein Arbeiter geht in die Kirche

Kurt Wiesner: Georg Müller

Ernst Schenke: Durchbruch der schlesischen Mundartdichtung zu neuer Volkstümlichkeit

Margarete Mueller-Sauer: Die schaffende schlesische Frau

Karl Rode: Grenzland-Universität Breslau bereit zum Dienst für die Nation

Gustav Erich Goede: Siedeln und Bauernschaft in Schlesien

Schlesische Künstler im italienischen Schnee

Kampfbund für Deutsche Kultur

Der schlesische Rundfunk

Oper und Schauspiel

Rundschau: Dr. Castelle in Breslau / Amtliches Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ / Bücherschau

Bezugspreis: Vierteljährlich 3 RM. Einzelheft 1 RM. — Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Gauverlag-NS-Schlesien, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher 525 55 und 525 50).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. DA. I. D.: 1833.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Berndt, Breslau.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats.



Einig mit der Bevölkerung der Hauptstadt Breslau verliehen wir zum Magistrat verordnete Oberbürgermeister, Bürgermeister und Stadträte unter Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung kraft des nach § 6 der Stadtordnung vom 30. Mai 1853 uns zustehenden Rechtes unserem Volkskanzler

ADOLF HITLER

dem UNBEKANNTEN GEFREITEN des großen Herrs des Weltkrieges, dessen Leben, Kampf und Werk in den Granit der ruhmvollen, deutschen Geschichte für immer eingemeißelt ist, dem es nach vierzehnjähriger, opferreicher Arbeit und aus eigener Kraft gelang, das von äußeren und inneren Feinden niedergeschlagene, zerrissene Deutschland in seiner größten wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Not und in seiner tiefsten nationalen Erniedrigung zu erwecken und ihm den Glauben an sich, an seine ehrenvolle Auferstehung als Nation und deren Sieg wiederzugeben, dem es als UNBEKANNTEM ARBEITER allein gelang, den im 20. Jahrhundert das deutsche Volkleben vernichtenden Marxismus mit seinem Klassenkampf und den ebenso gefährlichen Standesdünkel und Hochmut akademischer oder hochgeborener Schichten niederzurufen und gleichzeitig das deutsche Volk von allen zersetzenden Einflüssen artfremder Kräfte zu befreien, dem es als KIND DES VOLKES aus eigener Tat und als erstem gelang, die seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, unverföhnliche Zwietracht der deutschen Stämme auszulöschen und für alle Deutsche und gerade für die ärmsten und letzten der Schaffenden ein wahrhaftes Vaterland zu schmieden mit EINEM VOLKE EINEM WILLEN EINEM REICHE

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 4

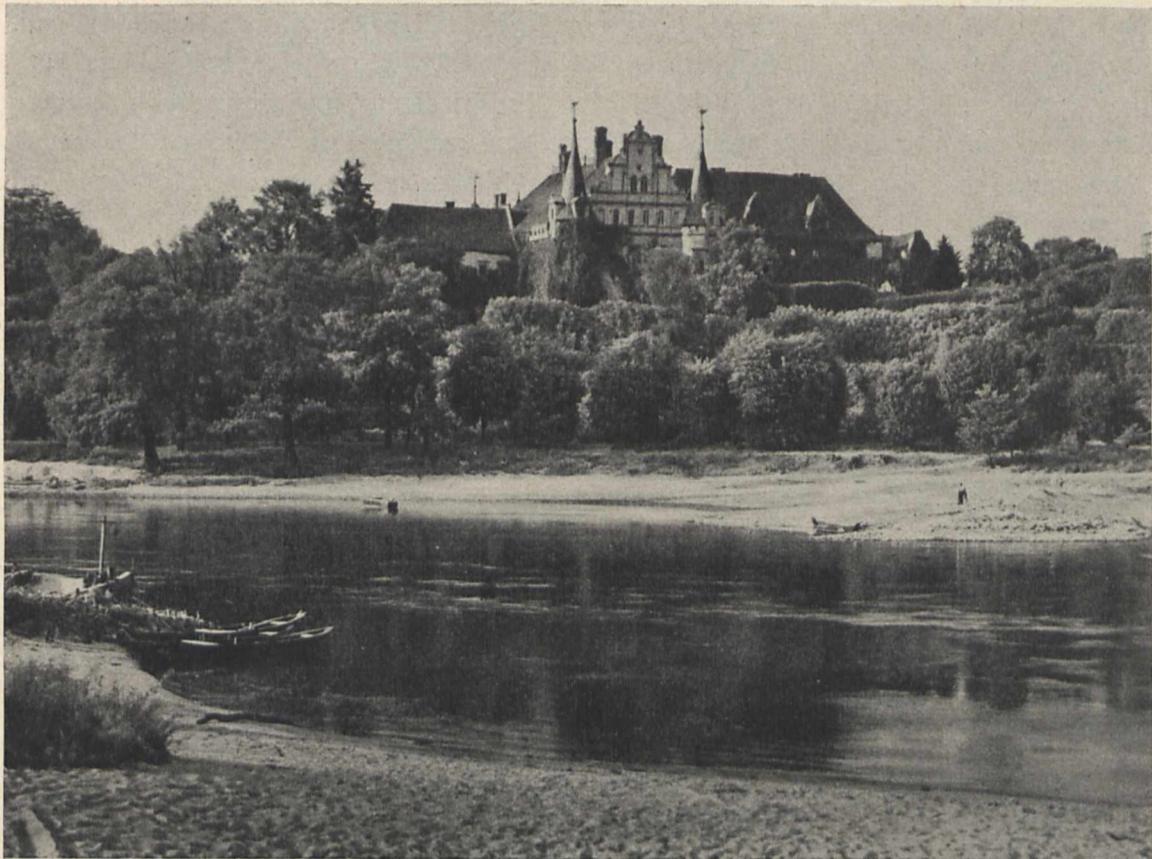
April 1934

11. Jahrgang

Die Oder bestimmt deutsche Geschichte

fr. B. Hein

Der Rhein ist unter den deutschen Strömen in solchem Maße von der Natur bevorzugt, im Volke mit Sage und Romantik umwoben, von Dichtern und Künstlern verherrlicht worden, daß neben ihm eigentlich alle anderen deutschen Flüsse, selbst die Donau, zu Stiefkindern im Bewußtsein des Volkes geworden sind. Und doch — bei aller überragenden Bedeutung, die der Rhein und seine Ufer für die Staatswerdung unseres Volkes gehabt hat und heute und für alle Zukunft besitzt — der Strom der deutschen Einigung ist er nicht geworden. Denn was weder von ihm noch von der Elbe=Weiser aus gelang, glückte, wenn auch unvollkommen als „kleindeutsche Lösung“, von der Oder=Elbe=Stellung der Hohenzollern her. Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung der Oder als staatenbildendes System. Das soll nichts für seine Stärke von Natur aus beweisen. Es wäre wahrscheinlich nie zu dem überraschenden Erfolge gekommen, wenn der Oderstaat Brandenburg=Preußen nicht kurz hintereinander drei ganz überragende staatsmännische Genies hervorgebracht hätte: den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen und Otto von Bismarck. Ohne sie oder mit mittelmäßigen Kräften wäre wohl auch nur Mittelmäßiges erreicht worden, aber umgekehrt hätten alle drei nicht die Großmacht Preußen aufzubauen vermocht, wenn ihnen in der Oder=Elbe=Stellung Brandenburgs nicht eine so treffliche Basis dafür geboten gewesen wäre. Diese wog in ihrer Bedeutung als innerdeutsche Kraftlinie um so mehr, als zu ihrer Zeit kein irgendwie gleichwertiges System in Deutschland bestand, außer dem habsburgischen. Österreich war aber, gerade als es kurz vor der Reformation drauf und dran war, ganz Deutschland zu beherrschen, durch die Religionswirren und ihre Folgen um seinen sicheren Erfolg gebracht worden. Nach dem Westfälischen Frieden standen ihm in Bayern, Hessen, Brandenburg sehr erstarkte Reichsfürsten gegenüber. Das Elsaß mußte es an Frankreich abtreten, die Oberpfalz war bayerisch geworden, zwei Gebiete, die für eine Donau-Rhein-Kombination von ausschlaggebender Bedeutung waren. Zwar stand der Kaiser immer noch mächtig in seiner böhmischen Festung. Mit Schlesien besaß er sogar noch einen wichtigen Teil der Oderstellung; aber dieses sowohl wie die damals österreichischen Niederlande waren schon bedroht. Brandenburg richtete seinen Blick auf den Oberlauf der Oder, Frankreich den seinen auf die Niederlande. Das Jahrhundert vom Westfälischen Frieden bis zu den Schlesischen Kriegen ließ schließlich noch alles in der Schwebe. Noch hätte sich, vielleicht durch besondere Glücksumstände begünstigt, für Österreich der Umschwung zum Guten ergeben können, als der Verlust Schlesiens dem Zünglein an der Waage den Stoß gab, der die Preußen zulezt nach Königgrätz führen sollte. Im Westen war 1797 auch Belgien endgültig für Habsburg verloren. Damit war eigentlich schon alles entschieden. Und ohne die zeitweise alles aus



Schloß Carolath a. Oder

H. f. Klose, Breslau

den Angeln hebende, von außen kommende Aktion des Korsen wäre Königgrätz wahrscheinlich fünfzig Jahre früher geschlagen worden. Aber gerade die Zeit des größten Rückfalls in der preußischen Machtentwicklung nach 1807 ist der vorzüglichste Prüfstein für den hohen Wert des Oder-Systems. Preußens Wiederaufstieg und sein kräftiges Eintreten in den Befreiungskrieg 1813 fußte auf seiner im wesentlichen intakt gebliebenen Stellung an der Oder. Preußen hatte seine rheinischen Besitzungen, ja sogar alles, was es zwischen der Elbe und Weser besessen hatte, verloren, und dennoch war es eine Macht geblieben, obwohl ihm damals kein überragendes Genie zur Seite stand. 1815 strebte Preußen auch ganz folgerichtig nach einem stärkeren Ausbau seiner Oder-Elbe-Stellung, indem es ganz Sachsen beanspruchte, ein Ziel, das schon Friedrich II. zu erreichen hoffte. Dafür waren er und auch Hardenberg bereit, auf den Rhein zu verzichten. Österreich, das die Gefahr für sich erkannte, widersprach, und Preußen erhielt dafür die Rhein-
 provinz.

Worauf beruht nun der hohe Wert der Oder-Elbe-Kombination? Er liegt darin, daß es hier — und zwar in der Mark — zu einer sehr engen und natürlichen Parallelschaltung zweier geopolitischen Kraftlinien kommt, wie wir sie in Deutschland nicht ein zweites Mal von gleicher Gunst vorfinden. Die beiden Ströme, Oder und Elbe, fließen zwei verschiedenen deutschen Meeren zu. In der Mark aber sind sie durch ein natürliches Fluß- und ein künstliches Kanal-

System so eng miteinander verbunden, daß man sie als eine höhere Einheit betrachten kann. Wenn es daher von irgendeinem deutschen Gebiet aus möglich sein sollte, beide Meere, Ost- und Nordsee, zu beherrschen, ist es die Mark. Die Mark hat ihrer Entstehung nach als deutsches Grenzland jahrhundertlang ihr Gesicht nach dem Osten gedreht. Das galt bis zur Erwerbung Magdeburgs im Jahre 1648. Von da ab datiert die oben gekennzeichnete Stärke der Mark als geopolitisches System. War sie bisher Amboß, so wird sie jetzt Hammer und ihre Schläge haben Deutschlands Einigung geschmiedet. Während es vorher noch zweifelhaft sein konnte, welche Stadt sich zum Mittelpunkt des werdenden Staates entwickeln würde, Frankfurt, das der wichtigste Oderübergang war, oder Berlin, das zwischen den Strömen lag, konnte von da ab kein Zweifel mehr sein, daß Berlin siegen würde. Die wichtigsten Elbübergänge nach der Mark waren in damaliger Zeit Werben und Magdeburg. (Heute haben Wittenberge und Stendal die Stelle Werbens eingenommen, Magdeburg ist geblieben.) Beide Übergänge setzen sich durch besondere Bodenverhältnisse bestimmt nach einem Punkt an der Havel, Brandenburg, fort.

Nach ihrer Vereinigung an dieser Stelle gelangen sie zu einem Punkt, wo sich die Wege nach dem weiteren Osten scheiden müssen. Wer nach Preußen wollte, mußte nordöstlich, wer nach Polen wollte, mußte südöstlich abzweigen. Und das hatte folgende Ursache: Das Oderbruch, dem sich nach Osten in ungeheurer Länge Warthe- und Nezebruch anschlossen, die kilometerweit nicht zu überschreiten waren, trennte das gesamte Ostgebiet jenseits der Oder in zwei deutlich von einander geschiedene Teile. Und der Punkt, an dem sich die Wege nach Preußen und Polen gabelten, war Berlin. Durch den Bau des Friedrich-Wilhelm-Kanals hat der Kurfürst dann auch für den Wasserweg Berlin zum Gabelpunkt gemacht. Die modernen Verhältnisse haben an diesen Grundlinien der Verkehrslage von Berlin nichts geändert. Auf den Wegen, die früher die Kaufleute der Hanse benutzten, die die Heere fast aller Staaten und Völker Europas auf ihrem Sande sahen, rasseln heute die Expresszüge, rollt in zahllosen Waggons ein großartiger Güterverkehr von Ost nach West, von West nach Ost. Sügt man das Gesagte in den heutigen Weltverkehr ein, so ergibt sich eben, daß Berlin am Schnittpunkt der Verkehrslinien Berlin—Königsberg—Moskau und Berlin—Breslau—Konstantinopel, nach Westen am Scheitelpunkt der Strecken Berlin—Hamburg—London—Neuyork und Berlin—Köln—Paris—Madrid—(Rio de Janeiro) liegt. Dabei sind zahlreiche, meist gleichwichtige Zwischenlinien und die Tatsache des Schnittpunktes der Nord-Süd- mit der West-Ost-Linie des Weltverkehrs noch gar nicht berücksichtigt. Diese ganze hervorragende Lage hat sich eben gegenüber viel älteren Mittelpunkten, wie Leipzig, Magdeburg u. a. durchgesetzt. Von den Ländern östlich der Elbe hatte die Mark die früheste deutsche Geschichte. Die beiden Elbflanken der Mark sind Mecklenburg und Sachsen. Sachsens große Bedeutung ist eingangs bereits angedeutet. Was Mecklenburg anlangt, so ist es weniger wichtig. Fast nach allen Seiten abgeschlossen, liegt es ziemlich im toten Winkel des großen Verkehrs und auch in der Geschichte hat es nur einmal eine größere Rolle gespielt, als der nur für eine kurze Zeit gültige Fall eintrat, daß Schweden es als Basis seiner deutschen Unternehmungen benutzte. Später hat es kaum noch eine Rolle gespielt. Deswegen ließ Preußen ihm auch seine Selbständigkeit. Die entsprechenden Oderflanken der Mark sind Schlesien und Pommern. Pommern, das noch am leichtesten zu haben war, ist zuerst brandenburgisch geworden. Allerdings ohne Stettin, das erst 1720 errungen werden konnte.



Aufn. Martinus

Sein Besitz hat Brandenburg nicht nur an die Ostsee geführt, sondern gerade das in seinem Wert vielfach unterschätzte Hinterpommern hat eine wichtige Mission im brandenburgischen Staate erfüllt. Es hat einmal den Gedanken an einen Erwerb Vorpommerns nicht einschlafen lassen, dann hat es aber durch seine nach Osten weithingestreckte Lage die Hohenzollern gleichsam mit dem Zeigefinger dorthin gewiesen, wo sie schon in Ostpreußen ein äußerstes Vorwerk des Deutschtums beherrschten, an die Weichsel. Ohne den brandenburgischen Besitz Hinterpommerns wäre Ostpreußens Deutschtum längst verkümmert, bevor eine Verbindung mit den Kernlanden geschlossen war.

Der Nordostflanke entspricht im Südosten Schlesien. Selten ist die Geschichte eines Landes so stark von seinen geographischen Grundlagen bestimmt worden, wie es hier der Falle war. Ein Blick auf die Karte fügt Schlesien ohne weiteres in die brandenburgische Sphäre ein. Aber so unumstritten, wie Pommern da hineingehört, so liegt Schlesien doch nicht zu Brandenburg.

Es ist eben auch ein Grenzland Böhmens, eines der Glacis dieser gewaltigen Festung, die aus Sudeten, Erzgebirge, Böhmerwald und Böhmisches-Mährischen Höhen gebildet wird. Die Oberpfalz, Sachsen und Mähren nehmen eine ähnliche Stellung zu Böhmen ein wie Schlesien. Es war klar, daß in Sachsen und Schlesien, besonders aber in Schlesien, Hohenzollern mit Habsburg zusammenprallen würde, wie dieses ja auch mit Bayern um die Oberpfalz gerungen hat. Hier kamen die beiden Kraftlinien und -Felder nicht nur miteinander in Berührung, sondern in Konflikt. Es muß hier ein kurzes Wort über die Sudeten gesagt werden. Sie sind das höchste der deutschen Mittelgebirge, aber reich an Pässen wie kein zweites. Nur so ist es erklärlich, daß die Wasserscheide ihres Kammes nicht auch zur Völkerscheide zwischen Deutschland und Tschechien geworden ist. Schlesiisches Volk lebt zu beiden Seiten der Sudeten. Wie es kam, daß Schlesien aus dem böhmischen System herausgelöst und in das ihm viel natürlichere der Oder-Elbe einbezogen wurde, haben wir bereits gesagt. Es bleibt noch übrig, in diesem Zusammenhang auf die Herrscher aus dem Hause Luxemburg hinzuweisen, unter denen die Mark und Schlesien im 14. Jahrhundert beide zum böhmischen System gehörten. Mähren und die Oberpfalz waren damals ebenfalls Nebenländer der Wenzelkrone. Bei der Kaiserwahl des letzten Luxemburgers Sigismund schürzte sich dann der Knoten des deutschen Dramas in höchst eigenartiger Weise. Die Burggrafen von Nürnberg verhalfen Sigismund zur Anerkennung als Deutscher Kaiser, aber dafür mußte er Friedrich von Hohenzollern mit der Mark belehnen. Der gleiche Sigismund vererbte seine Stammlande seinem Schwiegersohn, Albrecht von Habsburg, wodurch diese wiederum ihre wichtigste Machtabrundung erhalten. Der preußisch-österreichische Dualismus hat hier seine Entstehungsursache.

Schlesien hat selbstverständlich auch nach Osten seine Wirkungen ausgestrahlt, wie überhaupt das Oder-System geopolitisch auch in dieser Richtung in Tätigkeit getreten ist. Das beweist die aufeinanderfolgende Erwerbung Ostpreußens, Westpreußens und Posen. Mit dem Besitz der Warthe-Weichselstellung besaß der Oderstaat nach Osten hin ein großartiges Glacis, ins Reich hineingesehen, war es eine vorzügliche Rückendeckung. Die Oder ist nicht zur Völkerscheide gegen Osten geworden, weil sie ihrer ganzen geographischen Natur entsprechend keine trennende, sondern eine verbindende Funktion ausüben mußte. Der Strom war leicht zu überschreiten und dementsprechend ist es auch zu zahlreichen Städtegründungen zu beiden Seiten des Flusses gekommen. Der allgemeine Lauf des Flusses in einer ziemlich einheitlichen Ebene — im Gegensatz zum Rhein — hat die Zusammenfassung des ganzen Stromgebietes zu einer politischen Einheit stark begünstigt. Man braucht nur an den Rheindurchbruch von Bingen bis Bonn zu denken, der ein Auseinanderfallen von Ober- und Niederrhein so natürlich und eine politische Trennung so lange möglich gemacht hat, um den Vorzug dieser Tatsache bewerten zu können. Ein Blick auf die Karte beweist uns übrigens für Weser und Elbe ganz dasselbe.

Noch ein Wort über das Verhältnis Schlesiens als Oberland zu Polen. Warum die Oder nicht zur Völkerscheide gegen Osten geworden ist, haben wir gesagt. Aber ähnlich wie im Norden Warthe und Neße, so bilden Obra und Bartsch im Westen und Süden Posen große Sumpfgürtel, die, fern vom großen Verkehr, wenig zur Siedlung lockten, solange besser gelegenes Land in Schlesien zu haben war. Aber das zeigt auch indirekt, daß Schlesien nie ein Nebenland dieses Gebietes im geopolitischen Sinne sein konnte. Und tatsächlich hat ja auch Schlesien nur vorüber-



Heuernte an der Oder

H. Semm, Breslau

gehend in Abhängigkeit von Polen gestanden und sich sehr früh selbständig gemacht, weil es eben außerhalb der natürlichen geopolitischen Machtsphäre Großpolens lag.

Die obererschlesische Grenze nach Osten bis 1921 war ebenfalls durchaus kein Zufallsprodukt. Sie folgte im allgemeinen der Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel oder dieser selbst. Somit gibt uns auch hier die Geopolitik für das Deutschtum wertvolle Hinweise.

Schlesiens Besitz im Brandenburgisch-Preußischen Kraftfeld ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Sein Besitz schwächt die böhmische Flankenstellung an ihrer breitesten Seite. Es hat dem preußischen Staate vermöge seiner günstigen Verkehrslage als Straßen- und Durchgangsland einen kräftigen Arm nach dem Südosten verliehen, wo er nach dem Jablunkapass, die Pforte nach Ungarn, bis an die obere Weichsel, das südpolnische Tafelland und vor allem auch an die Mährische Pforte, die über Olmütz nach Wien führt, heranreicht. Diese Lage kommt natürlich augenblicklich gerade im Raum der Mährischen Pforte, des Jablunkapasses und Oberschlesiens nicht mehr seit 1921 voll zur Auswirkung. Im allgemeinen aber ist auch hier die Oderstellung noch intakt, solange sie bis Oderberg reicht.

Die Oder-Elbe-Kombination hat ihre Hauptmission in der deutschen Geschichte nach Kräften erfüllt. Großdeutschland zu einigen, dazu war sie bisher nicht stark genug. Aber darin ist die Entwicklung bestimmt noch nicht abgeschlossen.

Ein Arbeiter geht in die Kirche

Von Walter Kühn

Hans Weber weiß es selbst nicht. Folgt er gedankenlos und unbewußt einer plötzlichen Ein-
gebung, oder geschieht es aus bewußter und erwartungsvoller Neugier?

Das einzige, was feststeht, ist, daß der Wolf-Schmied daran schuld ist.

Jedenfalls geht er heute in die Kirche.

Geht nicht wie die andern im dunkeln Anzug, das Gesangbuch in der linken Hand, langsam,
schweigend und feierlich mit bestimmten, gleichmäßigen Schritten, sondern bald schneller, bald
langsamer werdend, sich des öfteren unsicher umschauend, ob die Leute es merken, daß der ehe-
malige Kommunist Weber, der Fahnenträger des aufgelösten Roten Frontkämpferbundes, zum
erstenmal seit seiner Konfirmation wieder in den Gottesdienst geht.

Zwanzig Schritte vor der Kirche bleibt er unschlüssig stehen, dann geht er ein Stück langsam
zurück, kehrt wieder um, überlegt, stellt sich schließlich etwas abseits auf den Kirchplatz und
schaut angestrengt die Straße hinunter, als ob er auf jemanden warten würde. Der rotbraune
Anzug, den er anhat, sieht nicht danach aus, daß . . .

Da setzen dröhnend in abwechselnd dunkeln und hellem metallenen Dreiflang die Glocken ein,
schwingen gewaltig über den Platz, und nun ist nichts mehr zu hören als dieser atemraubende,
vibrierende, eiserne Klang, der das Herz pochen läßt, vor dem es kein Entweichen gibt, der tief
und fordernd ins Blut dringt und Weber auf die Stelle bannt, auf der er steht.

Nachdem die Glocken langsam ausgeklungen haben, steht Weber eine Weile ganz benommen,
gedankenlos da, dann wandert er einmal um den hohen gotischen Backsteinbau herum.

Sie singen schon, denkt er, als das erste Kirchenlied drinnen in feierlich getragener Rhythmik aufsteigt.
Wie einfach ist die Melodie und doch voll verhaltener, demütiger Leidenschaft. Diese leicht-
beschwingte, innere Fröhlichkeit: wundert er sich, hört wie die Orgel braust und dahintönt.

Jeder Ton ist klar und entschieden, so sauber, gar nichts Gefünsteltes und dabei eindringlich
und von voller Wucht.

Warum habe ich das bisher nicht gemerkt, fragt sich Weber erstaunt.

Ich bin ihr ausgewichen, aus dem Wege gegangen, stellt er fest, dann geht er mit entschlossenen
Schritten, erschrickt, als er die Vorhalle betritt, denn seine Tritte, die hart auf das Pflaster und die
Steinstufen trappeten, sind jäh verstummt. Ihr Schall erstickt in dem weichen Läufer, der zur
bunten, zweiflügeligen Glastür führt, die die Vorhalle von dem weiträumigen Kirchenschiff trennt.
Zaghaft zieht er an der Tür, die sich geräuschlos öffnet, guckt erst durch den Spalt, und da er
merkt, daß alles andächtig nach vorn schaut, tritt er behutsam ein.

Die tiefe Stille erschreckt ihn fast, benimmt ihm den Atem, dann wird ihm leichter, die Orgel präludiert.
Weber tritt in eine der letzten Bankreihen, steht und sucht den Text eines Gebetes.

Da ihm aber, trotz angestrengtem Nachdenken, außer den Worten: „Vater unser . . .“ nichts
einfällt, setzt er sich.

Das hast du alles schon vergessen, denkt er. —

Wie fremd und geheimnisvoll ihn hier alles anmutet, als hätte er noch nie in seinem Leben
eine Kirche von innen gesehen.

Er versucht sich der Kirchgänge seiner Kindheit zu erinnern. Vergeblich. Nicht einmal seine Einsegnung vermag er sich ins Gedächtnis zurückzurufen, kann sich kaum noch vorstellen, daß es eine solche überhaupt gegeben hat.

Alles ist weg, ausgelöscht durch die satanische Lehre des Materialismus, nach der nicht allein das Denken, sondern auch das Gefühl nur eine mechanische Gehirnfunktion ist.

Weber erschauert wie vor einem Abgrund. Er fürchtet, ein Schwindel könnte ihn fassen, daß er den Halt verliert und in die Tiefe stürzt, in eine Tiefe, die keinen Boden zu haben scheint, in die er immer schneller hinunterfliegt und in ängstlicher Beklemmung jeden Augenblick erwartet, aufzuschlagen und zu zerschmettern.

Da fährt er jäh zusammen.

Überlaut, als ob er vor ihm stünde, vernimmt er die Stimme des Geistlichen, der inzwischen auf die Kanzel gestiegen ist und zu predigen begonnen hat.

Er hört nicht, was der Mann da oben spricht, spürt nur, daß es ungemein wohlklingende und wohltuende Worte sind, die tief beruhigend auf ihn einwirken, wie früher die Stimme der Mutter, wenn sie abends an seinem Bett saß, und er, im Halbschlaf befangen, mit glücklich-zufriedenem Lächeln den märchenbunten Träumen seiner Kindheit entgegen schwebte.

„Religion ist Opium für das Volk!“ durchzuckt es ihn eisig, und mit starr aufgerissenen Augen sieht er die einst mit roter Ölfarbe besudelte weiße Kirchwand des Nachbardorfes. —

Mit einem solchen Glauben muß es sich gut sterben, sinnt er dann wieder unvermittelt und ist überrascht, daß er gerade ans Sterben denkt, weiß nicht, daß sich in diesem Augenblick in ihm gerade das ewige „Stirb und Werde“ vollzieht, das in die Menschen plötzlich wie Sturmwind fährt, welcher vor allem die Wirklichkeitsmenschen, die nur an das glauben, was sie sehen und greifen können, die, um mit Weber selbst zu sprechen: nur glauben, daß fünf Pfund Rindfleisch eine gute Suppe machen, in Sieberschauern turbulenter Empfindungen und Gedanken schüttelt, daß dieses alles nur die heftige Reaktion auf das Extrem von gestern ist.

Das Wort „arbeitslos“ läßt ihn aufhorchen, und nun hört er, wie der Pastor von der großen materiellen und geistigen Not der Erwerbslosen spricht, die schuldlos zu einer menschenunwürdigen Lebensweise voller Entsayungen und Entbehrungen verdammt sind, vernimmt aber auch, was er von denen sagt, die noch arbeiten und doch keinen Segen davon haben, die nicht empfangen, sondern geben, die für die anderen, deren Hände zu feiern gezwungen sind, mitarbeiten müssen, hört mit angehaltenem Atem, wie der Prediger beide Menschengruppen bittet, einander zu verstehen, Brüder zu sein und einander zu helfen, das von Gott unserem Volk auferlegte Schicksal gemeinsam zu tragen und mit Mut und Gottvertrauen um das Dasein zu kämpfen; denn mit dem Mutigen ist Gott.

Stehen wir nicht inmitten einer neuen Reformation, die sich nicht so sehr äußerlich wie innerlich auswirkt, die weniger die Formen als die Menschen verändert, die an Stelle des Zweifels und der Zerschützung des einzelnen die Volksgemeinschaft des Glaubens und die Volkskameradschaft des Opfers setzen wird?

Jedes Ding hat zwei Seiten, denkt Weber ergriffen. Ich habe es bisher nur von einer und sicher von der falschen gesehen, und dabei merkt er deutlich, wie aus dem Gebäude seiner auf Klassenhaß und Klassenkampf aufgebauten Weltanschauung ein Stein nach dem andern sich löst und abbröckelt.

Er hört noch, wie der Geistliche seine Predigt damit abschließt, daß wir alle wieder hoffen dürfen, da uns Gott zur rechten Zeit einen Führer geschickt habe, dem wir voll und ganz vertrauen können, einen Führer, der sich selbst die Aufgabe gestellt habe, die Arbeitslosigkeit, diese Geißel der Menschheit, in unserem Vaterlande zu vernichten.

Als Weber nach den letzten Worten seinen Blick von der Kanzel abwendet, sieht er ganz vorn, in der dritten Reihe, den grauhaarigen Kopf seines alten Meisters, der bewegungslos und aufmerksam den Worten des Predigers gefolgt ist und jetzt bedächtig sein Schnupftuch aus der Tasche zieht.

Weber rutscht etwas nach rechts, um hinter die Schultern eines vor ihm Sitzenden zu kommen, als ob er fürchte, der Meister könne sich umschauen.

In Wirklichkeit aber schämt er sich über den Auftritt, den er an dem einen Sonnabend gemacht hat, als dieser ihm das erstemal die Arbeitslosenhilfe vom Lohn abziehen mußte.

Da hatte er wüßt auf den Staat und die Arbeitgeber geschimpft, hatte beide als die Ausbeuter der Arbeiter bezeichnet, und als er drei Wochen später wegen Arbeitsmangel entlassen wurde, laut geschrien, daß die Entlassung nur die Rache dafür sei, daß er einmal ungeschminkt die Wahrheit gesagt habe.

Der Meister hatte nur schmerzlich gelächelt.

Nicht ein Wort hatte der dazu gesagt, er aber war so verblendet, daß er seine Anschauung auch dann nicht änderte, als der Meister wenige Wochen später seinen gesamten Betrieb wegen Auftragsmangel stilllegen mußte.

Für ihn war der Mann erledigt.

Er dachte nicht mehr daran, ihn zu grüßen.

Er war sein Feind, ein Feind der Arbeiterklasse. —

Ich werde ihn um Entschuldigung bitten, beschließt er.

Ach nee, überlegt er, dann denkt er, ich will mich wieder anschmieren. Weber fühlt, daß er häßlich von dem alten, gutmütigen Mann denkt, kann aber zu keiner klaren Entscheidung kommen.

Ich werde ihn wieder grüßen, entscheidet er endlich.

Die Orgel intoniert.

Sie werden gleich singen.

Weber blickt auf die eichenen Holztafeln, die die Nummern der heute zu singenden Lieder anzeigen, erinnert sich, daß sein Gesangbuch noch in der linken Rocktasche steckt.

Vielleicht ist es besser, ich gehe jetzt, es wird sowieso nicht mehr lange dauern, dann fällt es gar nicht auf, daß ich zum Gottesdienst war, geht es ihm durch den Kopf.

Seige bin ich auch schon, besinnt er sich, zieht entschlossen das schwarzglänzende Buch, das noch wie neu aussieht, da er es nur einmal in seinem Leben bisher benützt hat, heraus, schlägt die angezeigte Ziffer auf und singt im gewaltig in den hohen, gotischen Kuppelbau aufsteigendem Massenchor das Lied, welches vor fast zweihundert Jahren die Grenadiere des großen Preußenkönigs sangen, den Choral von Leuthen. Weber singt mit heißer, erschütterter Stimme, während ihm das Wasser in die Augen schießt:

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
der große Dinge tut an uns und allen Enden,
der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an
unzählig viel zugut und noch jeßund getan.

Weber wundert sich, daß der Wolf-Schmied sich nicht wundert, daß der Kommunist und Anhänger der Gottlosenbewegung Hans Weber in die Kirche geht.

Sieht er das Gesangbuch nicht oder tut er nur so?

Das Gesicht verrät nichts.

Weber unternimmt einen Vorstoß.

„Warum gehst du eigentlich in die Kirche, Wolf?“ fragt er lauernd, mühsam seine Spannung verbergend.

„Schwer zu sagen, das ist Gefühlsache, ich bin jahrelang nicht hineingegangen.“

„Ihr Nazis seid doch aber für die Religion.“

„Religion und Kirche sind für mich eigentlich zwei Begriffe“, antwortet der.

„Sieh mal, Religion ist in einer Beziehung wirklich Privatsache, jeder empfindet sie anders. Religion ist ein starkes, inneres Erlebnis, das einen Menschen in seinem tiefsten Gefühl, dessen er fähig ist, einmal ergreift und nicht mehr losläßt, das ihn bindet, wie Religion ja auf Deutsch auch Bindung bedeutet.“

Du kannst sie zwar vorübergehend verleugnen und unterdrücken, was widernatürlich ist, kannst sie aber nicht abschütteln, wirst sie nie mehr los.

Sie ist untrennbar mit dir verbunden. Sie gehört zu dir, ist ein Teil deiner selbst, ja ist wahrscheinlich deine Seele überhaupt, die deinen Charakter ausmacht, die deine Handlungen bestimmt, so oder so — na ja und die Kirche, das ist schon eine Organisation, die wie jede Organisation etwas Äußerliches darstellt, sie ist die Schale für den Wein oder noch besser, sie ist dasselbe, was der Körper im Verhältnis zur Seele ist.

Da wir aber glauben, daß die Seele unsterblich ist und auch ohne den Körper lebt, fortlebt, nachdem dieser längst zerfallen ist, so kann die Religion auch ohne Kirche existieren, und es kann ein Mensch tiefreligiös sein, der gar nicht in die Kirche geht, wenn er nur in sich diese Bindung an das Gute, das Gefühl dafür und das Verlangen danach hat.“

„Ja, dann war ja unser Kommunismus auch eine Religion, denn wir wollten doch auch nur das Gute, wollten, daß endlich einmal Schluß sein sollte mit der ganzen Not und dem entsetzlichen Elend, daß das Volk nicht bei vollen Scheunen hungert und bei zu Gebirgen aufgetürmten Kohlenhalden erfrieren muß.“

„Lies unser Wirtschaftsprogramm, da steht nur mit anderen Worten dasselbe drin. Wir wollen genau das gleiche und noch manches mehr, aber auf was es ankommt, ist nicht allein das Was, sondern vor allem das Wie, ist der Weg auf dem und sind die Mittel durch die dieses Ziel erreicht werden soll.“

Eine Menschlichkeitsidee wird nie und nimmer durch Verbrechen verwirklicht werden. Brandstiftung, Mord und Plünderung dürfen nicht mehr als Betätigung für die kommunistische Idee ihre moralische Sanktion erhalten, wenn nicht die Grenzen von Recht und Unrecht verwischt und die Grundlagen unseres Gemeinschaftslebens erschüttert werden sollen.

Eine neue Weltordnung aber kann niemals auf den niedrigsten und primitivsten Instinkten aufgebaut werden."

"Du sagtest doch vorhin, daß die Kirche eigentlich nicht notwendig wäre", kommt Weber zurück. "Nein, das hast du ganz falsch verstanden, ich sprach nur davon, daß es Menschen gibt, die sie nicht brauchen. Doch da von der Sorte sehr wenig vorhanden sind, ist die Kirche sehr notwendig. Sie ist immer da und wartet auf die, die zu ihr kommen. Bei manchen geht das schneller, bei manchen langsamer."

Mit den letzten meint er dich, denkt Weber, registriert aber mit einer gewissen stillen Freude, daß ihn das nicht mehr im mindesten aufregt. "Ja und warum ist denn eure Partei eigentlich kirchenfreundlich, wo euch doch so oft kirchliche Kreise so scharf bekämpft haben?" fragt Weber wieder.

"Die Kirchen sollen uns helfen. Es ist ja ihre eigentliche Aufgabe, Gutes zu tun und Segen zu stiften, und da wir nun etwas Großes und Gutes für unser Volk tun wollen, nämlich ihm Arbeit und Brot schaffen, da sind wir geradezu die natürlichsten Verbündeten.

Die Kirche erfährt die Menschen tiefinnerlich und kann daher leicht ihre starken, wertvollen, moralischen Kräfte, die für dieses Werk notwendig gebraucht werden, freimachen.

In schweren Zeiten schließt die Kirche die Menschen immer eng zusammen, gibt in den großen Fragen eines Volkes allen einzelnen stets die gemeinsame Richtung, und gerade das brauchen wir heute nötiger denn je; denn es gibt viele einfache Menschen, die Sinn und Bedeutung einer Maßnahme oder die Auswirkung von Ereignissen, nicht sofort in dem notwendigen Umfange verstehen, die aber doch glauben. Darauf aber kommt es heute entscheidend an, daß alle mitwirken, mitglauben und mithelfen."

"Schön, aber die Kirche ist doch bisher ganz materialistisch, direkt kapitalistisch eingestellt gewesen."

"Ja, das kam daher, daß die Kirche dem liberalistischen Menschen nachgefolgt ist und nicht der Mensch der sozialen Kirche."

Als Weber dann allein an der Ecke in seine Straße einbiegt, prallt er fast mit seinem ehemaligen Genossen Kruppa zu sammen.

Der stutzt, sieht das Gesangbuch, grinst: "Na, du Soldat des Himmels, das hab ich ja noch gar nicht gemerkt, du hast's wohl inwendig wie die Ziegen, was?"

"Das Reich Gottes ist inwendig in euch", sagt Weber leise, beinahe erschrocken, da er nicht weiß, woher ihm das Wort gerade einfällt, und warum er es überhaupt sagt.

Kruppa amüsiert sich, lacht unverschämt laut ho—ho—ho und parodiert hinter ihm her den Singsang der Heilsarmee:

„Immer rin, immer rin in die Heilsarmee,	schon wieder eine Seele
das kostet nicht und tut nicht weh,	vom Alkohol gerettet
schon wieder einen Knochen
für die Heilsarmee zum Kochen, gerettetted retteted."

"Gerettet", sagt Weber aufatmend, geradezu mechanisch, bleibt stehen und sieht am blaueideneen Himmel wie eine Taube ein federweißes Wölkchen schweben, das immer durchsichtiger und kleiner wird, da es höher und höher zu steigen scheint, bis es sich vollständig aufgelöst hat und verschwunden ist.

"Zeichen und Wunder", denkt Weber und geht gedankenvoll nach Hause.

Georg Müller

von Kurt Wiesner

Kunst leitet sich her von „können“. Um etwas zu können, ist eine Erkenntnis notwendig, die auf einer Kenntnis beruht. Der deutsche Mensch nun ist in allererster Linie der deutschen Volksgemeinschaft zugehörig und entwickelt sich in ihr. Aus seiner Deutschtum heraus, aus jenem Teil der Volksseele und des Volksgeistes, den er in seinem Herzen trägt, und der mit dem Blut durch seine Adern rollt, gelangt er in seinem Werdegang allmählich zu einer Kenntnis der Dinge und des Lebens. Durch diese Kenntnis werden ihm nach und nach Dinge und Leben offenbar. Das Bewußtsein greift ein, durchdringt die Offenbarung und wandelt sie schließlich zur Erkenntnis. Erkenntnis ist dann wie ein strahlendes Licht im Herzen des Menschen, geformt vom Geist, durchleuchtet vom Feuer des Willens, zum Leben erweckt von der Seele.

Denken, Fühlen und Wollen, dieser gewaltige Dreiklang der Menschennatur, belebt und ausgeglichen von einem glühenden Herzen, in dem die Volkheit Wohnung hat: das ist Lebensgefühl und Ausdruck des Charakters des nordischen Menschen. Solchem Leben wohnt schöpferische Kraft inne, ein Können, das gestaltend schafft und Kunst wird, deutsch in seinem innersten Wesen.

Dieses Ernstmachen mit der Kunst und diese Lebenshaltung sprechen aus dem Schaffen des jungen Künstlers Georg Müller. Er ist ein Mensch, den das Schicksal durch viele Krisen hindurchtrieb. Das hat ihn zum tauglichen Menschen gemacht.

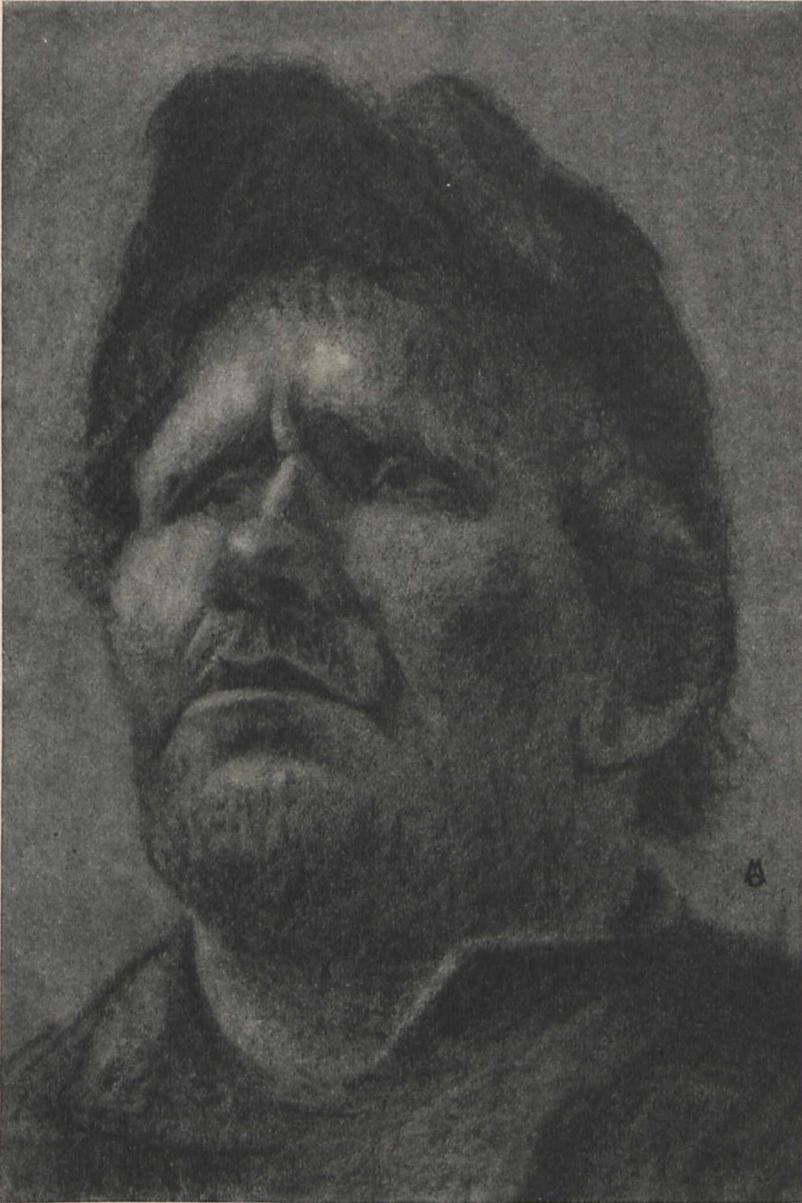
Schlesier von Geburt, der seine Kindheit in den Kriegsjahren verlebte; in der heranreifenden Jugend vom Kampf um seine Heimat in Posen gepackt; mit seinen Eltern von polnischer Oberhoheit ausgewiesen; angezogen von der jungen national-sozialistischen Bewegung, für die er in den schwersten Zeiten in vorderster Linie kämpfte; Schüler der Breslauer Akademie der bildenden Künste in der Zeit inneren Zerfalls: das ist es, was diesem aufstrebenden und zähen Willen Richtung gab und jene wunderbar anmutende Reife der Jugend, die in dem Schaffen des Künstlers Gestalt gewonnen hat.

Äußere Not und innerer Reichtum hat dieses Leben gestaltet; äußere Not und innerer Reichtum beseelt die Bildwerke, die in den vorliegenden vier Blättern dargeboten werden.

Das ist eine Seite von Georg Müllers Schaffen, die neben dem Schaffen in der Welt der Farben und im Bereich der Graphik mit absoluter Gleichberechtigung steht. Aus allem aber spricht Monumentalität, Ergreifen der Seele, Erlösung des Materials durch liebende Künstlerhand. Hier ist ein Erkennen, das im lebendigen Sein, im Dasein, seine Begründung findet.

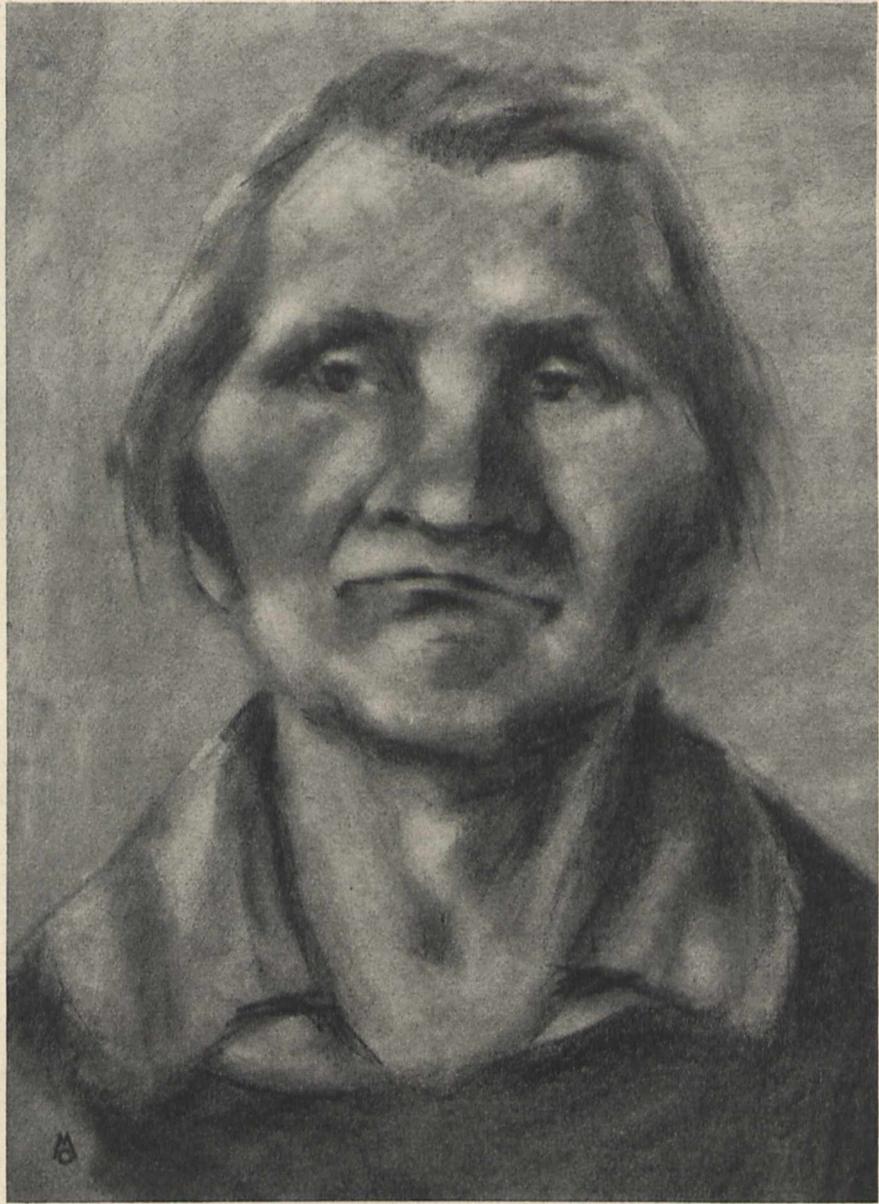
1. Reinhold Veit.

Ein wunderbares Seelenbuch wird aufgeschlagen. Dieser Kopf ist Ausdruck des Menschen, der aus der schlesischen Ebene herausgeboren ist. Hier waltet das Geheimnis einer Zusammenschau von Physis und Metaphysis, von Diesseits und Jenseits. Im eigenen Herzen erschließen



sich diesem Menschen die Wunder der Welt, und was er in sich erkennt, das schaut er dann jenseits der Grenzen, jenseits von Gut und Böse.

Ein Mensch des härtesten Alltags ist Reinhold Veit, beruflos — und doch berufen, bald hier, bald dort — und doch stets auf dem gleichen Plane. Sein erschütterndster Ausdruck ist sein Lied, denn aus ihm klingt Freude und Leid, menschliches Wehe und Gottseligkeit. Aus ihm tönt nicht die wohlgebildete Stimme des Sängers, sondern die Melodie des Menschen mit einem glühenden Herzen. Nur selten singt Reinhold Veit; wenn er es tut, vermittelt er tiefstes Erleben. Die Umgangssprache lehnt er ab. Wenn er nicht singt, so spricht er durch Gesten und mit seinen Augen — ein Nachklang schlesischer Mystik.



2. Breslauer „Bonbonmutter“.

Nicht ein slawischer Typ ist sie, nein, eine Breslauer Type. Welches Breslauer Kind kannte nicht diese kleine, zusammengefallene Frau mit dem Korb am Arm, die durch die Straßen zog und Süßigkeiten feilhielt? Armut sprach aus ihren glanzlosen Augen, hinter denen ein Licht der Liebe angezündet war. Sie kannte die Armut und wollte immer aus Armut schenken. Das war ihr Glück und ließ oft einen zauberhaften Schimmer auf ihrem zerfalteten Antlitz spielen. Viele gingen an ihr vorüber, unachtsam, stolz, das Leben um sich nicht sehend; mancher aber erkannte sie und wurde durch ihre Armut bereichert.

3. Landschaft aus dem Altvater

(Freiwaldauer Gegend)

Die schlesische Landschaft bietet weitgehende Mannigfaltigkeit — vom Urstromtal der Ebene über ausgedehnte Waldgebiete bis hin zur Gebirgswelt, die im Riesengebirge alpinen Charakter annimmt. Lieblichkeit, romantische Zerklüftung und rauhe Strenge der Felsbildung stehen sich oftmals in dieser Landschaft als frasse Gegensätze gegenüber, hier und da durch allmähliche Verwandlung überbrückt.



Mit die reizvollsten Landschaftsbilder bieten die Grenzgegenden dem Wanderer dar, zu denen gerade auch die Freiwaldauer Gegend, die Altvaterlandschaft, gehört. Mühsam nur schlägt sich der Mensch im Grenzland durchs Leben. Der Lebenswille wird aufs äußerste gespannt. Doch wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Wie ein Symbol spricht dies den Beschauer aus dem vorliegenden Bild der Altvaterlandschaft an.

Zusammengedrängt die armseligen Häuser; mühsam sich haltend der Zaun; ausladend, aufwärtstrebend und lebenbejahend der sich hochwindende Weg: landschaftlicher Ausdruck schlesischer Charakterbildung.

4. Fünf Skizzen.

„Schicksale“ könnte überschrieben werden, was dieses Blatt bietet.

Da sitzt z. B. der Spießer vor dem Gerstensaft, den er um keinen Preis entbehren möchte. Und das wird Ausdruck seiner Züge.

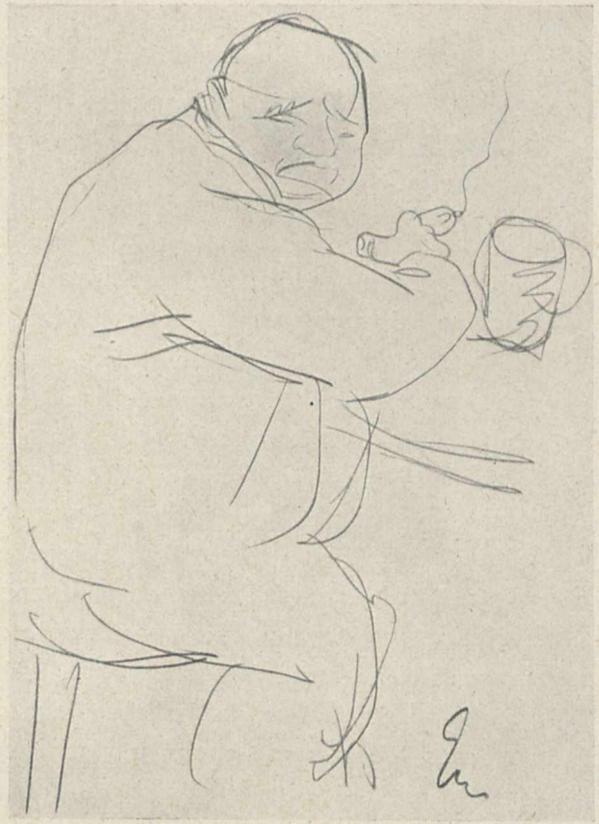
Dort sitzt ein Mann, der das Leben nur in engsten Grenzen zu sehen vermag. Unzufriedenheit mit der „Erbärmlichkeit des Daseins“ spricht aus ihm: immer arbeiten müssen, und andere haben es „so“ gut. — Doch ob er selbst es besser haben könnte? . . .

Da ein „Reaktionär“, vergrämt und sehr böse. „Lächerlich, was die Herren von der neuen Weltanschauung wollen. hm, alles einfach lächerlich und falsch.“

Oder jener Mensch mit der Sattelnase. Er trinkt stets Kaffee und vertrocknet von Tag zu Tag mehr. Er ist vergrämt, denn sein „Moralin“ wirkt nicht und findet keinen Anklang — oh, diese Menschen!

So hängt jedem das an, was er sich selbst geschaffen und aus sich gebildet hat.

So werden Skizzen zu Schicksalsversen, vom Maler gedichtet.



Durchbruch der schlesischen Mundartdichtung zu neuer Volkstümlichkeit

Von Ernst Schenke

Mit der neuen Zeit sind auch der schlesischen Mundartdichtung neue Wege und Ziele gesetzt worden. Man mag zur Mundartliteratur stehen wie man will, immer wird es dabei zu bedenken gelten, daß es die Sprache des Bauern ist, aus der heraus der Dialektdichter sein Werk gestaltet. Bauernsprache aber ist Volksgut, das vor Verfälschung und Verstädterung gehütet werden muß. Der Mundartdichter kann seine Aufgabe also nicht ernst genug nehmen. Es ist noch nicht allzulange her, da wurde zum Beispiel vom Verfasser dieses Aufsatzes gefordert, schlesische „Songs“ zu schreiben. Niggersong und schlesische Mundart sollten also gewissermaßen in einen Topf geworfen werden. Gegen derartige Verirrungen anzukämpfen ist heute nicht mehr nötig, und es dürfte gerade für den Mundartdichter verhältnismäßig leicht sein, sich durchzusetzen. Seine Kunst ist wieder zu Ehren gekommen, während sie früher von wurzellosen Kaffeehausliteraten und einem volksfremden Kritikerflügel für zweitrangig, ja für minderwertig erklärt wurde, gleichviel ob ihre Verfechter ernsthaft ringende Sucher und Gestalter oder fixe Scharlatane waren, die mit den heimatischen Belangen lediglich ihr Geschäftchen machen wollten. Beide Typen schor man über einen Kamm, weil man die Mundart, die Sprache des Bauern, überhaupt nicht verstand und somit auch keine Unterschiede zwischen gut und schlecht machen konnte. Die Ablehnung in Bausch und Bogen war für die Herren das bequemste Verfahren, sich einer Sache zu entledigen, in deren Wesen sie nicht einzudringen vermochten. Einige machten es allerdings anders, — sie lobten alles, was schlesisch war, mit hochtrabenden Worten, wie „erdverbunden“, „volkshaft“, „urwüchsig“, auch wenn es sich um ausgesprochenen Dilettantismus handelte.

Die Aufgabe des Dialektdichters in der neuen Zeit ist es, die schlesische Mundart zunächst einmal volkstümlich zu machen. Es ist leider nicht zu leugnen, daß sich in der vergangenen Epoche nur ein sehr kleiner Kreis mit dem mundartlichen Schrifttum befaßte. Schulen und Vereine interessierten sich dafür aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus, in die breiten Volksmassen, besonders der großen Städte, aber drang es nicht. Es gab zwar zu jeder Zeit beliebte Dialektrezitatoren, die auch in den großen Städten einen gewissen Anhang hatten, das mundartliche Buch aber wurde nur wenig gelesen. Wie sollte es schließlich auch Verbreitung finden, wenn es von der Kritik so stiefmütterlich behandelt wurde und wenn selbst intelligente Leute kaum schlesisch lesen konnten? Man hörte sich bestenfalls einen Dialektrezitator an, lachte über die „komischen“ Ausdrücke der Dorfleute und ließ es damit genug sein. Hier ist inzwischen manches besser geworden. In den Schulen wird der Jugend das Leben der Mundart gelehrt und der Rundfunk hat das Verständnis für sie in recht weiten Volkskreisen geweckt. Sie fängt an beliebt zu werden, wenn man auch noch keineswegs von einer vollkommenen Ehrenrettung sprechen kann. Noch ist zum Beispiel die Bühne für das mundartliche Stück nicht erobert, und noch gibt es Buchhändler, denen die Mundartliteratur entweder als minderwertig oder als nicht „salonfähig“ erscheint, und die deshalb mit der Auslage von Dialektbüchern verschämt hinter dem Berge

halten. Hier muß Wandel geschaffen werden. Salonfähig soll und braucht die Mundartdichtung nicht zu sein, denn das widerspräche ihrem Wesen, aber volkstümlich soll sie werden. Dieses Ziel zu erreichen, ist durchaus möglich, wenn sich alle Mundartdichter der großen Verantwortung bewußt sind, die ihnen ihr Schaffen auferlegt. Die neue Zeit verlangt auch von ihnen neue Auffassungen, denn schließlich ist das Dorf von heute nicht das von gestern. Der Bauer hat sich gewandelt, wenn er auch von seiner Eigenart und Urwüchsigkeit nichts eingebüßt hat. Im Gegenteil, beides ist ihm erst jetzt wieder klar zum Bewußtsein gekommen. Dieser neue Wesenszug, das Mitgehen mit den Dingen der Zeit bei gleichzeitigem Festhalten am Überlieferten, muß in der Mundartdichtung entsprechend zum Ausdruck kommen. Die Gemütlichkeit allein darf nicht mehr die entscheidende Rolle spielen. Gewiß hat der schlesische Bauer etwas Gemütliches in seinem Wesen, von jener Kaffeetränzchengemütlichkeit aber, die man ihm früher so gern andichtete, weiß er nichts. Sie war das Ergebnis von Leuten, die das Dorf und seine Bewohner lediglich von dem Gesichtskreis des Sommerfrischlers aus sahen.

Unberufene Hände haben durch ihr Puschertum leider dazu beigetragen, daß der Geschmack am mundartlichen Schrifttum selbst den für die Sprache des Bauern ernsthaft interessierten Kreisen vielfach verleidet wurde. Da wurden um irgend eines faden Witzes willen seitenlange Gedichte verzapft, da verbog und verfälschte man das klare Bauernwort, nur um einen Reim herauszuschinden, da ließ man einer unerträglichen Gefühlsduselei hemmungslos die Zügel schießen oder gebrauchte, nur um der Lachwirkung willen, plumpe, völlig unpassende Ausdrücke, am beliebtesten aber war die Art, hochdeutsche Sätze ganz einfach in ein selbsterfundenes Schlesiſch zu übertragen. Es entstanden dann Ungeheuerlichkeiten, wie folgende:

„Über ihr blosses Gesicht huschte a heller, huffnungsfruher Stroahl, und während se sich oanschickte zu giehn, durchwogta ihre Brust die freedigsta Empfindunga, und ihr woar, als wenn sie ihres Freindes Hand ergreifa und ihm lange, lange ei seine obgrundtiefa, glüdsällig schimmernda Woga blicka müßte.“

Jeder, der unsere Mundart, gleichviel welches Landstriches (denn es gibt ja viele Mundarten in Schlesien), auch nur einigermaßen beherrscht, wird sofort erkennen, daß in diesem Satungeheuer alles falsch und erlogen ist. Es gibt in ganz Schlesien keinen „huffnungsfruha Stroahl“, es gibt keine „Empfindunga“ und keine „glüdsällig schimmernda, obgrundtiefa Woga“. Hier ist schlechtester Romanstil ganz einfach schlesiſch gefärbt und zurechtfrisirt worden. Beispiele dieser Art ließen sich in beliebiger Zahl anführen. Gegen diesen Unfug aber gilt es ganz entschieden Front zu machen. Wer nicht die einfachsten Grundsätze und Regeln der Mundart beherrscht, hat kein Recht, sich ihrer als Schriftsteller zu bedienen. Wie klar und wahr sind demgegenüber unsere mundartlichen Volkslieder und Bauernsprüche oder die im Volke unmittelbar entstandenen kleinen Geschichten. Nicht ein falscher Ton wird das Ohr da beleidigen.

Echtheit und innere Wahrhaftigkeit müssen die Werke des Mundartdichters auszeichnen. Er darf sich nicht scheuen, kräftige Töne anzuschlagen, wo es zur Charakterisierung seiner Gestalten erforderlich ist. Er wird dabei aber stets jenes feine Taktgefühl walten lassen, das auch den anständigen Bauern in allen seinen Äußerungen leitet und ihn selbst dann nicht verläßt, wenn er einmal tüchtig draufloswettert. Es sind vielerlei Aufgaben, die den Mundartdichter von

heute erwarten. Was uns im Schlesiſchen beſonders fehlt, iſt eine arteigene, ganz im bäuriſchen Empfinden wurzelnde Lyrik. Auch an guten, mundartlichen Laienſpielen, Bühnenſtücken und Hörwerken herrſcht Mangel, deſgleichen an Kurzgeſchichten ernſter und heiterer Art. Die mundartliche Proſa iſt ein Kapitel für ſich. Hier herrſchen noch immer Weitschweifigkeit und Zerfahrenheit vor, während dramatiſche Gedrängtheit und Kürze und eine möglichſt plastiſche Art der Schilderung zweifellos beſſer am Platze wären. Das heitere Gedicht darf ſich nicht auf irgendeinen mehr oder weniger faden Wiß aufbauen, der bäuriſche Humor muß in jeder Zeile ſpürbar ſein, und es muß ihm ein tieferer Sinn zugrunde liegen. Schließlich ſollte mit Ausdrücken wie „Heemteliedel“, „Heemteſproache“, „ſchläſche Mutterſproache“, „ſchläſcher Dichtersmoan“, „Heemtedichter“, „Heemte-Obend“, „Heimoats-Bliemel“, „Heemtebichel“ gründlich aufgeräumt werden. Sie ſind nicht bäueriſch, ſondern erkünſtelt und ſtammen aus der Kaffeefränzchenatmoſphäre.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen zum Kapitel „Mundartdichtung und Rundfunk“. Der neue Rundfunk ſieht eine ſeiner weſentlichen Aufgaben darin, alles Bodenſtändige und Volkshafte zu fördern, alſo auch die Mundartdichtung. Es liegt Bedarf an guten Arbeiten vor, aber die Mundartdichter müſſen darauf Rückſicht nehmen, daß im Funk ſtändig neue Formen geſucht und gebraucht werden. Wenn zum Beiſpiel eine Zeitlang die mundartliche Kantate gern geſehen war, ſo iſt dieſe Art der Funkdichtung bereits überwunden und durch andere Formen abgelöst. Geſtaltet muß werden, das „Wie“ iſt Sache jedes einzelnen Autors. Er muß den Schlüssel zu dem Geheimnis finden.

Dienſt an der Heimat iſt das Schaffen des Mundartdichters. Er kommt aus dem Volke und ſchreibt für das Volk. Seine Verantwortung iſt heute größer denn je. Möge beſonders die Jugend deſſen eingedenk ſein. Es gilt, die Brücke zwiſchen Stadt und Land zu ſchlagen und die Ehre der ſchleſiſchen Mundartliteratur reſtlos wieder herzuſtellen. An Förderung wird es der Jugend nicht fehlen, wenn ſie ſich ernſthaft bemüht, und neben dem Wollen auch das Können einhergeht.

Die ſchaffende ſchleſiſche Frau

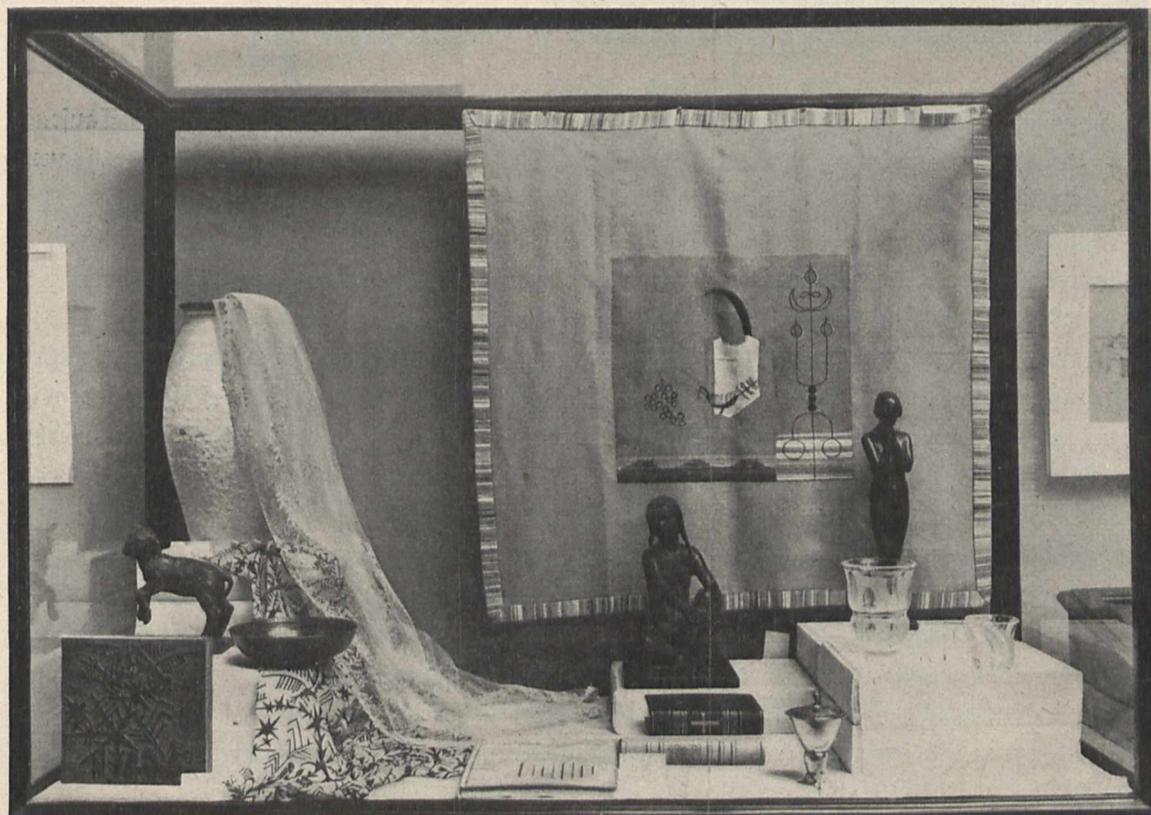
Von Margarete Mueller-Sauer

Es gibt kein Gebiet, auf dem nicht auch die Schleſierin Wertvolles geſchaffen hat und noch ſchafft. Das bewies anläßlich der erſten Gaufrauenſchaftſtagung, die erſte nationalſozialiſtiſche Frauenſchaftsausſtellung vom 3. bis 18. März: „Frauenſchaffen und Frauenwirken in Schleſien“. Heute können wir Rückſchau halten. —

Die Ausſtellung ſtellte einen beſcheidenen Verſuch der Frauen dar, denen es ernſt iſt um deutſche Kultur. — Eine rieſige Organisationsarbeit war zu bewältigen, da dieſe Ausſtellung nur aus Privatbeſitz zuſammengetragen wurde. Einundzwanzig Kreiſe der nationalſozialiſtiſchen Frauenſchaft Mittelschleſiens mit etwa 700 Ortsgruppen und der entſprechenden Zahl Mitglieder boten auf den Anruf der Gaukulturreferentin, Liſa Haack, ihre Schätze an. Wieviel mißverſtandene Begriffe gab es zu klären, wieviel zu ſichten und zu ordnen, bis die Zerteilung des Gedankens: „Altes und neues Volksgut der ſchleſiſchen Frau“ klar herausgearbeitet war. Hinzu kamen die techniſchen Schwierigkeiten der für Breslau völlig unzureichenden Aus-



Aufn.: Damerau Breslau.



Aufn.: Damerau, Breslau



Witrine mit altem Schmuck, Tüllstickereien und einer hauchfeinen Gazeweberei. Die Madonna ist eine außergewöhnlich gute Wachsplastik.

Aufn.: Damerau, Breslau.

stellungshalle. Wer die „Erstürmung“ der Ausstellung am 4. März miterlebt hat, die Tausende von Frauen hat umkehren sehen, wird begreifen, daß diese 30000 nationalsozialistischen Frauen, die an diesem Tage Breslau besuchten, sich einstimmig dem Ruf nach einer würdigen Ausstellungshalle anschlossen.

Wunderbar altes Erbgut wurde freudig anvertraut, denn nach Ablauf der Ausstellung kehrte es ja wieder in seine Familien zurück.

Die nationalsozialistische Frauenschaft will Verständnis und Achtung für ererbte Werte wecken, will helfen diese zu erhalten und zu pflegen. Solange die Gegenstände eine persönliche lebendige Beziehung zu ihrem Besitzer haben, sollen sie in der Familie bleiben, und erst beim Aussterben der Familie ins Heimatmuseum wandern.

Reiche Anregungen schöpften unsere Künstlerinnen aus den Arbeiten. Die alte und die neue Zeit reichten sich auf der Ausstellung die Hände, nicht zu traditionsgebundenen Nachahmungen sondern zu neuen Schöpfungen. Man konnte den Fleiß und die Liebe ermessen, die unsere Ahnen auf die Dinge des täglichen Lebens verwendet haben. Das Gefühl für selbstverständliche Kunst im Alltag, diese Kultur einer alten Zeit, möchten die nationalsozialistischen Frauen gern wieder in der neuen Zeit erwecken. Damit würden den Kunsthandwerkerinnen neue lebensnahe Aufgaben entstehen, und der Vitrinenkunst vieler sogenannter Kunstgewerblerinnen würde damit ein Ende bereitet werden.

Altes schlesisches Familiengut, eine Brauthaube mit Silberstickerei, Haubenbänder mit eingewebten Blumenornamenten, handgestickte Taufdecken aus Cüll (altes Erbgut), Krüge und Tassen aus schlesischem Porzellan.



Aufn.: Damerau, Breslau

In die Abteilung „neues Volksgut“ gehörte das handwerkliche Schaffen aus den Frauenschäften. Diese Arbeit ist erst in der Entwicklung begriffen. Ihr Sinn, ihre Ziele wurden ganz verschieden aufgefaßt, je nach der Leitung der einzelnen Arbeitsgemeinschaften. Einzelne Arbeiten wollten nur dem Haushalt dienen, sparen, letzte Reste volkswirtschaftlich verwenden. In manchen Kreisen fand man Anklänge einer kunsthandwerklichen Einstellung, die sogar so weit ausgebaut werden könnte, daß sich eine heimatische Volkskunst daraus entwickeln ließe.

Oft wird den nationalsozialistischen Frauenschäften der Vorwurf gemacht, sie seien 50 Jahre zurück. Nun, die moderne Einstellung haben sie zu gleichen Teilen auf der Ausstellung bejaht. Ich nenne nur wenige Namen: Helene Tüpfe-Grande, Grete Jahr-Queißer, René Sintenis, Inge Jäger-Uthoff, Else-Maria Fischer, Johanna Gramatte, Erika Schiller, Charlotte Blaschke, Annemarie Obst, Ulla Kroener. Nur ein ganz kleiner Teil moderner Kunst konnte durch die Beschränkung auf schlesische Künstlerinnen aufgenommen werden. Manche der „modernen“ Künstlerinnen sind jedoch noch nicht „neuzeitlich“ genug, haben es noch nicht erfaßt, daß im Nationalsozialismus das unmoderne Wort „dienen“ wieder modern geworden ist. Wie in der SA. der Gelehrte neben dem Handarbeiter steht, so stellte die Ausstellung hohe Kunst neben anspruchslose, nur einem Gedanken dienend: die Seele unseres Volkes zu erfassen.

Die Ausstellung ist und bleibt eine Tat für Schlesien. Erfreulich war jede Kritik. Kritik ist Interesse, ist Leben: „Nur nicht im Hafen liegen und schlafen.“

Grenzland = Universität Breslau bereit zum Dienst für die Nation

von Karl Rode

Dreimal in der letzten Zeit ist die Universität in die Öffentlichkeit getreten. Da war die Feier des hundertjährigen Geburtstages Felix Dahns, der nicht nur Dichter sondern auch Professor der Rechte an der Breslauer Universität war. Wir gedachten seiner im festlichen Raum der Aula Leopoldina, der Lehrkörper in wallender Amtstracht, die Chargierten der Korporationen mit ihren bunten Fahnen. Eine „hochansehnliche“ und — scheinbar nicht gerade zeitgemäße Versammlung. Indessen trug der Rundfunk jeden Ton aus dieser akademischen Feier in jedes Haus, das daran teilnehmen mochte; und solches geschah zum ersten Male. Es kam die Ehrenpromotion des Dichters Hermann Stehr. Und sie wurde nicht auf akademischem Boden verkündet, sondern im Rahmen einer großen Volksfeier, deren Höhepunkt sie wurde. Und dergleichen war auch noch nicht dagewesen. Schließlich aber zogen eines Tages die Studenten durch alle Straßen der Stadt mit Band und Mühe und Sammelbüchse und sammelten für das Winterhilfswerk. Die Zeit ist noch nicht fern, in der das undenkbar war. Man lasse diese drei Vorgänge als Sinnbild gelten. Als Sinnbild für den Entschluß der Universität, ein Ende zu machen mit der akademischen Exklusivität und mit einem überalterten Kommittee. Die Verwirklichung dieses Entschlusses wird im übrigen sich nicht in schönen Gesten erschöpfen. Das ganze Leben der Universität in seiner Grundlegung und Zielsetzung wird ihm unterworfen. Als Einrichtung und Idee ist die Universität uralte. In dem universalistischen Geiste des abendländischen Mittelalters, aus dem heraus sie entstanden ist, bedeutete Universität dem innersten Wesen und dem Anspruch nach ein Doppeltes: Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden und Einheit der Wissenschaften. Wann sind diese Ideen seit der Renaissance und der Reformation im Abendland jemals zeitgemäßer und glaubhafter gewesen als im Dritten Reich des deutschen Volkes?! Jetzt vollzieht sich im Zeichen des Nationalsozialismus der ideenmäßige Zusammenschluß der in zahllose Einzelstrahlen aufgefaserter Wissenschaft. In seinem Zeichen entsteht die neue Universitätsgemeinschaft.

Indessen wollen wir die Universität nicht nur begrifflich und geistesgeschichtlich betrachten. Die gegenwärtige Wirklichkeit ist doch diese: die Universität ist Staatsanstalt mit staatlich gesetzter Zweckbestimmung. Sie besitzt in ihren Gebäuden und ihren Lehr- und Forschungsmitteln ganz bedeutende staatliche Vermögenswerte, und ihr jährlicher Haushalt geht in die Millionen. Zur Universität gehören nicht nur der Lehrkörper und die Studentenschaft, sondern auch ein ganzer Stab von Verwaltungsbeamten und viele hundert Angestellte und Arbeiter. Darüber hinaus gibt dieses schon in sich sozial tief gegliederte Gemeinwesen dem Handwerk und Handel Auftrag und Verdienst, von mittelbaren wirtschaftlichen Verflechtungen mit vielen anderen Kreisen des Volkes ganz zu schweigen. Rein wirtschaftlich betrachtet ist die Universität als Arbeitgeber ein staatliches Zuschußunternehmen großen Maßstabs, das von der schaffenden Arbeit buchstäblich aller Volksgenossen mit getragen wird. Dieser verpflichtenden Tatsache muß sie sich in allen ihren Teilen dauernd voll auf bewußt sein. Und dieses Bewußtsein muß für ihr ganzes Dasein richtunggebend sein, alle berechtigten Angriffe gegen die Universität rühren letzten Endes

daher, daß es bisher im Hintergrund gestanden oder jedenfalls nicht erkennbar die Rolle des maßgebenden Antriebs gespielt hat. Weder das Studium noch die Lehrtätigkeit noch die Forschung sind Privatangelegenheit, sondern sind Dienst an der werdenden Volksgemeinschaft. Die Ausbildung der Menschen, denen das Recht, der Glauben, die Gesundheit und die Erziehung des Volkes anvertraut werden, ist gewiß keine Belanglosigkeit, sondern eine wissenschaftliche Pionierarbeit, die nicht nur der Wahrung, sondern der Fortentwicklung der höchsten Güter völkischer Kultur dermaleinst zugute kommt. Diese Ausbildung ist gewiß kein Luxus, auf den man unter dem Zwang zu unnachgiebiger Sparsamkeit verzichten kann. Aber diese Bezogenheit auf das zukünftige Wohl des Volkes, in das die Universität wirtschaftlich und geistig eingebettet ist, gibt allein ihrem Dasein die Rechtfertigung und weist ihrem Tun allein den rechten Weg in die neue Zeit. Mit der rückschauenden Pflege der Wissenschaften, mit dem unbestimmten Ideal einer allgemeinen Bildung, mit den zu nichts verpflichtenden liberalen Ausschweifungen voraussetzungsloser Spekulation ist es endgültig vorbei! Dagegen muß mit größerem Nachdruck denn je die Forderung nach sachlicher Höchstleistung an Lernende und Lehrende gerichtet werden. Diese Forderung wird um der politischen, geistigen und wirtschaftlichen Zukunft unseres Volkes willen erhoben, und deshalb ist sie alles andere als reaktionär. Sie steht nicht in Widerspruch zur Forderung zuverlässiger Gesinnung und persönlich betätigter Volksverbundenheit, der fortan sämtliche Glieder der Universität ausnahmslos zu entsprechen haben. Beide Forderungen sind von gleichem Rang, aber nur die Besten vermögen sie beide wirklich zu erfüllen. Darum bekennt sich die Universität zum Gedanken der Auslese, der ja auch dem Gesetz über die Einschränkung der Studentenzahl zugrunde liegt. Daß hier eine Auslese nur nach dem Gesichtspunkt charakterlicher Eignung und sachlicher Leistungsfähigkeit zum letzten Endes politischen Einsatz gemeint ist, versteht sich von selbst. Schon jetzt hat das Studium infolge seiner vielseitigen harten Ansprüche für den, der gestützt auf einen rechtlichen väterlichen Wechsel angenehme Jahre akademischer Freiheit durchleben möchte, einen nur noch geringen Reiz. Entsprechendes gilt, wenn auch in anderer Weise, für den Nachwuchs des Lehrkörpers. Durch das immer stärkere Hervortreten des Gedankens der Dienstgemeinschaft kommt ein Zug soldatischen Wesens in das Leben der Universität, der freilich mit Militarismus nicht das geringste zu tun hat und haben darf.

Es war bislang von der deutschen Universität schlechtthin die Rede, allerdings im stetigen Hinblick auf unsere schlesische Landesuniversität. Ihr liegt es nun ganz besonders ob, die Schladen der vergangenen Epoche baldigst abzuwerfen und zu einer reinen Verkörperung nationalsozialistischen Willens zu werden. Sie wird die Aufgabe haben, als Reichsuniversität, zu der sie wegen ihrer einzigartigen Grenzlage in Aussicht genommen ist, den Universitäten der Mitte und des Westens Vorbild zu sein und zugleich weit in das Kulturgebiet der Völker des Südostens hinein als Wahrzeichen und fruchtbare Pflegestätte deutschen Geistes zu wirken. Wiederum hat diese Wirksamkeit, an die wir unsere Kräfte setzen, nichts mit dem friedestörenden Schreckgespenst der „Germanisierung“, überhaupt nichts mit kulturpolitischem Imperialismus zu tun. Es handelt sich zunächst um eine wissenschaftliche Verteidigung des eigenen Bodens gegen die wissenschaftlichen Argumente der allerdings imperialistischen Ausdehnungswünsche fremden Volkstums. Es handelt sich ferner um die Ausbreitung geistiger Güter, deren Besitz für das ganze

Abendland einfach unschätzbar ist, so wenig das vielleicht auch jetzt wahrhaben will, wer die deutsche Geschichte der letzten Jahre nicht von innen miterlebt hat. Wir sind überzeugt, daß diese gewaltigen Zukunftsausgaben, die unserer schlesischen Grenzland-Universität gestellt sind, wirklich die kräftigsten und fähigsten jungen Volksgenossen aus der eigenen Heimat, ja aus dem ganzen Reich unwiderstehlich an unsere Front ziehen werden.

Siedeln und Bauernschaften in Schlesien

Von Gustav Erich Goede

Wer mit aufmerksamen Augen unsere schlesischen Fluren durchfährt oder durchwandert, wird immer wieder hellrote, neugedeckte Ziegeldächer aus dem Grün der Felder und Gärten herausleuchten sehen. Sie verraten dem Kundigen, daß hier neue Bauernstellen entstanden oder im Entstehen begriffen sind, bäuerliche Siedlungen. In langen Reihen an der Hauptstraße, angeschlossen an ein bestehendes Dorf oder in Gruppen zusammengefaßt und im Viereck um den alten Gutshof gelagert, dessen Wirtschaftsgebäude durch geschickten Um- oder Ausbau in bäuerliche Hofstellen verwandelt werden, zeugen sie von der großen Wandlung, die sich heute in der Agrarverfassung des Ostens und insbesondere Schlesiens vollzieht.

Schlesien ist uraltes Kolonialland. Könnten wir 700 Jahre zurück in unsere Landschaft blicken, so würden wir wie heute tausende von fleißigen Händen am Werk sehen, welche auf den weiten menschenarmen Ackerbenen Mittel- und Niederschlesiens, auf den Waldblößen der Berghänge und am Rande der ober-schlesischen Grenzwälder, dem Lauf der Fluß- und Bachtäler folgend, neue Bauernstellen, schlichte Wohnstätten in Lehmfachwerk und in Holz, mit Schilf und Rohr gedeckt und mit dem Ziehbrunnen vor dem Hause errichten. Und auf der alten Straße, welche von Westen her über die Elbe am Osthang der Sudeten ins schlesische Land führt, würden uns lange Reihen von hochbeladenen, planbedeckten Bauernwagen, von Reitern und Reissigen begleitet, begegnen. Auf den Wagen ist Haus- und Hofgerät und allerlei Vorrat, junge Burschen treiben daneben Vieh vor sich her, schwarzbunte und braunrote Kühe, schlappohrige, hochbeinige Schweine und langwollige Schafe. Staunend sehen die slawischen Kleinbauern, die als Jäger und Fischer an den Flußrändern wohnen, das neue Ackergerät, den eisenbeschlagenen Wendpflug mit dem Streichbrett und Vorderfarren, den die deutschen Siedler aus ihrer Heimat mitbringen.

An 150 Jahre lang, etwa von 1200 bis 1250 n. Chr., fließt so ein Strom von deutschstämmigen Bauern aus Thüringen, Franken, Hessen und Sachsen, vom Rhein und dem flämischen Niederland nach Schlesien und darüber hinaus nach Böhmen, Mähren und Polen. Jede Schar hat ihren Führer, den locator, der ihr im Auftrag des Landes- oder Grundherrn den Platz für die neue Siedlung anweist und das Land in Hufen an die Siedler verteilt. Nach deutschem Recht werden ihre Dörfer begründet im Gegensatz zu den nach polnischem Recht lebenden slawischen Bauern. Als freie Männer auf freier Scholle und mit erblichem Besitzrecht ausgestattet, ihre Gemeinde selbstverwaltend, sind die Siedler nur dem Landesherrn zu mäßigen Abgaben und zu Diensten im Heerbann, der Kirche aber zur Leistung des Zehnten — und zwar nach einem festen Satz in Geld oder Getreide — verpflichtet. So entstanden im 13. und 14. Jahrhundert wenigstens 1500 deutsche Dörfer und über sechzig Städte auf dem schlesischen Lande. Die Arbeit der deutschen Siedler hat die Grundlage zu Schlesiens Volkstum und seiner hohen Kultur gelegt.

Aber schwere Zeiten zogen im späteren Mittelalter und in den nachfolgenden Jahren über den schlesischen Bauer herauf. Im 13. Jahrhundert bedrohen die Mongolen das Land, und im 15. Jahrhundert brennen und plündern die Hussiten in Schlesien. Im 17. Jahrhundert läßt wieder der Dreißigjährige Krieg manchen Bauernhof in Flammen aufgehen und veröden. Ein Teil der deutschen Siedler ringt sich durch, und ihre Nachkommen sitzen noch heute hier und da auf den angestammten Höfen. Aber ein großer Teil der Bauernhöfe verschwindet in dieser Zeit.

Der ritterschaftliche Besitzer des im Dorf gelegenen Großgutes wird selbstwirtschaftender Landwirt und strebt, seinen Besitz auf Kosten des alten Bauernlandes, soweit es herrenlos und wüst geworden ist, zu vergrößern. Das „Bauernlegen“ beginnt. Der geldbedürftige Landesherr tritt sein Obereigentum an Grund und Boden und auch seine Herrschaftsrechte über die auf diesem Boden angesetzten Bauern an den Ritter und Grundherrn ab. Der Bauer verliert die Freiheit seines altererbten Hofes, und das eindringende kapitalistische und bauernfeindliche römische Recht verwandelt ihn schließlich zu einem erbuntertänigen und dienstpflichtigen Hörigen des Gutsherrn.

Ein im Jahre 1363 auf Befehl Kaiser Karl IV. verfaßtes und vor hundert Jahren von Archivrat Stenzel in Breslau wieder aufgefundenes „Landbuch“ für das Fürstentum Breslau führt in diesem Gebiet mit deutschem oder niederschlesischem Besitzrecht 678 Vollbauern und 30 Erbscholtiseien auf. 380 Jahre später, um 1743, finden wir in denselben Gemeinden nur noch 228 Vollbauern und zehn Erbscholtiseien, daneben aber etwa 670 sogenannte „Gärtner“, deren Inhaber als mit eigenem Haus und einigen Morgen ausgestattete, dem Gutsherrn dienstpflichtige Landarbeiter anzusprechen sind. In einem Dorfe im Kreise Neumarkt mit ursprünglich 26 Vollbauern und einer Erbscholtisei finden wir um 1666 noch vier Bauern und nach 1833 nur noch die Erbscholtisei. Alles übrige Land ist im Großgrundbesitz aufgegangen.

In den unter polnischem Recht stehenden Teilen von Schlesien, so besonders in den Grenzbezirken rechts der Oder, wo die bäuerlichen Besitzer als erbuntertänige Cassiten ohne erbliches Besitzrecht galten und ungemessene Dienste auf dem Herrenhof zu leisten hatten, verlor der Bauer im Laufe der Jahre in großem Umfang seinen Besitz und wurde zum Pächter oder landlosen Guts- und Fabrikarbeiter. An anderen Orten traten an die Stelle der Vollbauern verarmte kleinbäuerliche Besitzer. Alle Bemühungen Friedrich des Großen, durch das Verbot des Bauernlegens hier Wandel zu schaffen, scheiterten an dem Widerstand untergebener Stellen. Er selbst hat, wie bekannt, im 18. Jahrhundert im Osten und auch in Schlesien großzügig gesiedelt. Seine Kolonisation bezweckte aber in erster Linie, möglichst viel Menschen in das menschenarme Land, so besonders in die Wald- und Berggegenden Schlesiens zu bringen, und vermehrte hauptsächlich die Zahl der kleinen Stellenbesitzer mit zehn bis zwanzig Morgen.

Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Freiherrn vom Stein geplante, durch seinen Nachfolger, Freiherrn von Hardenberg, aber nicht im Sinne Steins fortgeführte sogenannte Bauernbefreiung führte durch den Zwang zur Ablösung des herrschaftlichen Obereigentums und der Frondienste ein Drittel, bei lassitischem Besitz sogar die Hälfte des Bauernhofs unentgeltlich an die Gutsherrschaft abzutreten, zu einem weitgehenden Verlust von altem Bauernland. Schätzt man doch den allein durch die Regulierungsgesetze verursachten Verlust an Bauernland im Osten auf zwei Millionen preussische Morgen. Endlich gingen auch in den letzten hundert Jahren in der Zeit des Aufblühens der deutschen Großlandwirtschaft zahlreiche Bauernhöfe durch freiwilligen Verkauf

an den Großgrundbesitz über. So entstand die heutige Agrarverfassung des deutschen Ostens, nicht als das Ergebnis naturgegebener Umstände wie Boden und Klima, sondern als eine Folge geschichtlicher Entwicklung. Schenkungen der Landesherren und Klosterstiftungen, aber auch Kauf- und Erbfall ließen in Schlesien außerdem große land- und forstwirtschaftliche Flächen als Latifundien in einer Hand zusammenkommen. Neben einem Großbauernstand mit Besitzungen von mehreren hundert Morgen finden wir in Schlesien eine ungewöhnlich große Zahl kleiner und kleinster Besitzungen, die auf Zapacht von fremdem Land angewiesen sind.

Einige Zahlen mögen dies erläutern:

Nach der landwirtschaftlichen Betriebszählung von 1925 umfaßte die landwirtschaftlich genutzte Fläche

von Niederschlesien	1 601 278 Hektar
von Oberschlesien	593 059 „
demnach von ganz Schlesien	2 194 337 Hektar.

Von dieser Fläche befinden sich durchschnittlich in den Bewirtschaftung:

- 32% des Grundbesitzes über 100 Hektar,
- 19% der großbäuerlichen Betriebe von 20 bis 100 Hektar,
- 34% der mittelbäuerlichen Betriebe von 5 bis 20 Hektar,
- 15% der kleinbäuerlichen Betriebe von weniger als 5 Hektar.

Großbetriebe sind in den Kreisen verschieden stark vertreten. Während im Kreise Nimptsch über 59% und im Kreise Breslau über 53% der landwirtschaftlich genutzten Fläche den Betrieben von über 100 Hektar gehört, finden wir im Kreise Landeshut nur 4% und im Kreise Waldenburg nur 6% im Besitz der Großbetriebe. In diesen Kreisen gehören dem mittelbäuerlichen Besitz 56 bzw. 54% der gesamten landwirtschaftlichen Fläche.



Siedlung östlich vom Gut Leuthen, ursprüngliche Form



Siedlung östlich vom Gut Leuthen, nachträglich ausgebaut

Das eigentliche Gebiet der Betriebe über 100 Hektar sind neben der Aäerebene Niederschlesiens die Grenzkreise der beiden Provinzen. Dort werden Aäer- und Wiesenflächen des Großbesitzes vielfach durch parzellenweise Verpachtung an die zahlreichen ohne Zapacht nicht lebensfähigen Kleinbesitzer genutzt.

Da die amtliche landwirtschaftliche Statistik lediglich die Betriebe nach Größenklassen ohne Rücksicht auf die Eigentumsverhältnisse wiedergibt, ist sie für eine genaue Feststellung der Eigentumsverhältnisse nicht zu gebrauchen. Immerhin läßt sie erkennen, daß neben dem Großgrundbesitz, zu dem üblicherweise, aber mit Unrecht, jedes Gut über 100 Hektar gerechnet wird, sich sowohl in Nieder- wie in Oberschlesien ein gesunder Bauernstand erhalten hat. Das Erbhofgesetz, welches ja nur für „selbständige Aäernahrungen“, d. h. bäuerliche Betriebe in der Größe von 7,5 bis 125 Hektar gilt, erfaßt nach den Angaben des Mitteilungsblattes der Provinz Schlesien vom Februar 1934 in ganz Schlesien 78558 Bauernhöfe, von denen 23660 unter 10 Hektar und 54898 von 10 bis 125 Hektar groß sind.

Die Statistik zeigt uns aber, daß neben diesen Erbhöfen auch heute noch eine große Zahl kaum lebensfähiger Kleinbetriebe in Schlesien ein kümmerliches Dasein fristet, soweit nicht Gelegenheit zu dauerndem Nebenerwerb oder die Möglichkeit, Land zuzupachten vorhanden ist. Sind doch bei der Betriebszählung vom 16. Juni 1933 noch über 110000 solcher Kleinbetriebe von 0,5 bis 5 Hektar gezählt worden. Ein Vergleich der Betriebszählung von 1925 und 1933 ergibt die interessante Tatsache, daß die Kleinbetriebe von 2 bis 5 Hektar in diesen acht Jahren um 5575 abgenommen und die größeren mittelbäuerlichen Wirtschaften an Zahl zugenommen haben, eine Erscheinung, die

zweifelloos auf die Vergrößerung der Kleinbetriebe im Wege der Anliegersiedlung durch Landzulage zurückzuführen ist.

Neue Bauernstellen wurden im Osten schon vor dem Kriege auf Grund der Rentengutsgeetze vom 27. Juni 1890 und vom 7. Juli 1891 und in Posen-Westpreußen durch die königliche Ansiedlungskommission nach dem Gesetz vom 26. April 1886 in größerem Umfange begründet. Zwei Drittel dieser Siedlerstellen sind durch den Vertrag von Versailles unter polnische Oberhoheit gekommen.

Für die heutige Siedlungsarbeit im Osten wurde die eigentliche Grundlage erst durch das Reichs-siedlungsgesetz vom 11. August 1919 geschaffen. Durch dieses Gesetz wurden die Bundesstaaten verpflichtet, sogenannte gemeinnützige Siedlungsunternehmen zu begründen. So entstanden unter Beteiligung des Staates, der Provinzen und anderer öffentlicher Körperschaften in jeder Provinz und in den Ländern Siedlungsunternehmen öffentlich-rechtlicher Art. Daneben wandten sich auch zahlreiche privattapitalistische Unternehmungen des Gewinnes halber der Siedlung zu. Zur Beschaffung des nötigen Landes wurden in den für die Siedlung in Frage kommenden Bezirken, deren landwirtschaftliche Nutzfläche nach der Zählung von 1907 zu mehr als 10% auf die Güter über einhundert und mehr Hektar entfällt, die Großgrundbesitzer zu „Landlieferungsverbänden“ zusammengeschlossen. Der Landlieferungsverband hat auf Verlangen des zuständigen gemeinnützigen Siedlungsunternehmens geeignetes Land zur Verfügung zu stellen und kann nötigenfalls Land enteignen oder durch Ausübung eines Vorkaufsrechtes für Siedlungszwecke erwerben. Seine Lieferungs-pflicht gilt als erfüllt, wenn ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche der gesamten Großgüter zu Siedlungszwecken bereitgestellt ist. Wird hierdurch die Gesamtfläche des Großgrundbesitzes, d. h. der landwirtschaftlichen Nutzfläche der Güter über 100 Hektar, in einem Bezirk auf weniger als 10% der landwirtschaftlichen Gesamtfläche des Bezirks herabgedrückt, so wird der Großgrundbesitz nur bis zu dieser Grenze für Siedlungszwecke in Anspruch genommen. Alle freihändigen Verkäufe von Großgrundbesitz werden ohne weiteres auf das Lieferungs-soll angerechnet, sofern diese Verkäufe an gemeinnützige Siedlungsunternehmer erfolgen.

Bisher war die Beschaffung von Siedlungsland in ausreichender Menge durch freihändige Käufe und durch Zuweisung von Land aus dem im Entschuldungsverfahren der Osthilfe befindlichen Großgrundbesitz möglich. So wurden von 1919 bis 1932 in Deutschland über 930 000 Hektar für Siedlungszwecke angekauft, in den letzten drei Jahren jährlich etwa 100 000 Hektar oder 400 000 preußische Morgen. Die gleiche Landmenge steht auch heute der Siedlung für 1934 zur Verfügung. In Schlesien selbst dürfte der bis heute von den Siedlungsgesellschaften erworbene Landvorrat für die Begründung von etwa 1000 Bauernstellen in Größe von 40 bis 60 Morgen im Jahre 1934 ausreichen.

Im Ganzen sind seit Inkrafttreten des Reichs-siedlungsgesetzes von 1919 bis 1933 einschließlich in Schlesien

80 014 Hektar zu Neusiedlung

und 57 624 Hektar zu Anliegersiedlung,

und zwar bei letzterer unter Übertragung des Eigentums, an Kleinbesitzer vergeben worden. Außerdem erhielten 42 284 Kleinbesitzer weitere 38 349 Hektar pachtweise mit der Anwartschaft auf späteren Kauf zur Vergrößerung ihrer Landstellen. Auf der zur Neusiedlung verwandten Fläche wurden 9 241 Neubauernstellen begründet, von denen 4 945 über 5 Hektar und 4 321 unter 5 Hektar

waren. Durch die Anliegersiedlung im Wege der Eigentumsübertragung wurden 44 296 Kleinbesitzer wirtschaftlich gestärkt.

Die Wirkung der ländlichen Siedlung, d. h. der planmäßigen Ansiedlung bäuerlicher Familien auf neuen Betrieben von 30, 40, 60 und mehr Morgen, ist in mehrfacher Hinsicht von größter Bedeutung für den deutschen Osten: 1. die Vermehrung der selbständigen Familienbetriebe in dem bevölkerungspolitisch so gefährdeten Osten ist von größter Bedeutung für die Erhaltung des deutschen Volkstums. Es handelt sich dabei nicht allein um eine zahlenmäßige Vermehrung der Bevölkerung auf dem Lande, so wünschenswert diese auch ist, sondern um eine bewußte Stärkung des bäuerlichen Elements im Osten als der Quelle der Bluterneuerung des deutschen Volkes. Die Bevölkerungsverdichtung durch Siedlung macht sich schon nach wenigen Jahren bemerkbar. Eine im Rahmen der Reichsiedlungsstatistik durchgeführte Sonderermittlung gibt folgendes Bild: Auf 87 großen Gütern in den sechs Ostprovinzen und in Mecklenburg, welche eine gesamte landwirtschaftliche Fläche von 32 438 Hektar umfaßten, wurden von 1929 bis 1932 2391 Neubauernstellen errichtet. Auf dieser Fläche wurden gezählt:

vor der Besiedlung: 1412 selbständige Haushaltungen mit 6660 Personen,

nach der Besiedlung: 2391 selbständige Haushaltungen mit 11 102 Personen.

Die Untersuchung wurde unmittelbar nach Abschluß der Besiedlung vorgenommen, eine spätere Zählung würde jedenfalls noch größere Werte durch Kinderzuwachs ergeben, da die Neusiedler bei ihrem Kommen zum großen Teil junge Eheleute mit kleiner Kinderzahl sind. (Sortierung folgt.)



Siedlung Leuthen

Gesunder Nachwuchs



Die Mahlzeit ohne Tisch und Stuhl (Menze, Kessel, Wadepuhl)

Schlesische Künstler im italienischen Schnee

Schlesische Künstler: die Maler Karl Menze und Arthur Kessel und der Bildhauer Walter Wadepuhl wurden 1933/34 mit einem Stipendium für die Deutsche Akademie in Rom vom Kultusminister Ruft ausgezeichnet.

Während ihres Aufenthaltes machten sie mit dem Akademiedirektor Herbert Gerike eine Studienfahrt, von der sie berichten:

Als wir in Breslau unsere Italienfahrt begannen, erwarteten wir gewiß nicht, in römischen Geschäften zwischen Blumen und Früchten richtige Skier zu finden.

Jetzt sehen und hören wir hier viel vom neuen „sport nationale“ und wissen, daß der Duce seine „Balilla“ und „Avanguardie“ mit billigen Zügen ins Gebirge schickt.

Freilich, für Hotels, 5 Stunden von Rom, langt unser Staatsstipendium nicht. — Als ein freundliches Geschick uns aber eine leere, verlassene Hütte dort in den Dolomiten anbot, wurde nach kurzer Beratung Beschluß gefaßt: Abmarsch auf 14 Tage! Schließlich haben wir gesunde Säuste, um die notwendigen Geräte selbst bauen zu können.

Es ist ein Stückchen Feldleben, das wir hier führen, einfach, klar und diszipliniert, und es wird guter Sport gemacht. — Ein Fuchs, ein Hase und ein Waldhüter der Miliz sind unsere einzigen Besucher. Der schüttelt den Kopf über die „Tedeschi“ und drückt ein Auge zu, wenn er uns mit Brennholz begegnet.

Kampfbund für Deutsche Kultur

Über die Ziele und Aufgaben des Kampfbundes für Deutsche Kultur ist von allen Seiten und allerorts schon so viel geschrieben und geredet worden, daß man eigentlich annehmen müßte, jeder Volksgenosse wisse, worum es sich bei dieser großen nationalsozialistischen Kulturorganisation handle, die zur Zeit des schwersten Ringens der Bewegung auf Befehl des Führers von Alfred Rosenberg ins Leben gerufen und bewußt neben die Partei gestellt wurde.

Die Säule der Organisationsbestrebungen auf allen Lebensgebieten der Nation bringt es zwangsläufig mit sich, daß zum großen Teil nur die direkt interessierten Volksgenossen den Kampfbund und seine Aufgaben genauer kennen. Zu diesen Volksgenossen gehören in erster Linie die schöpferischen Kräfte und ausübenden Künstler. An zweiter Stelle stehen die kulturfördernden Volksgenossen, die, selbst in keiner Form künstlerisch tätig, dennoch dem Kampfbund angehören und ihrer Liebe zur Kunst nicht nur durch den Besuch von Kunstausstellungen, Konzerten, Theater, Vortragsabenden, sondern auch durch tatkräftige, opferfreudige Mitarbeit Ausdruck geben.

Die dem Kampfbund gestellten Aufgaben gipfeln in der Erneuerung der deutschen Kultur und in ihrer Bereinigung von allen undeutschen und artfremden Einflüssen.

Die Neuformung des deutschen Theaterlebens steht bei der Lösung dieser Aufgabe an hervorragender Stelle. Denn immer ist die Sprechbühne die ursprünglichste Ausdrucksform jedes völkischen Kunstempfindens, weil sie zwischen den kunstschaffenden und kunstempfangenden Menschen die eindeutigste Mittlerin ist.

Aus diesem Grunde war es selbstverständliche Pflicht des Kampfbundes von Anbeginn an, sein Augenmerk dem Theaterleben zuzuwenden. In der „Deutschen Bühnenkorrespondenz“, die als Nachrichtenblatt der dramaturgischen Abteilung des Kampfbundes gegründet wurde und heute das offizielle Nachrichtenblatt der Abteilung Theater im Kampfbund und des Reichsverbandes „Deutsche Bühne“ ist, wurde in Besprechungen über die Stücke, die auf den deutschen Bühnen zur Aufführung gelangten, eindeutig klargestellt, was das Dritte Reich von seinem Theater verlangt. Grundlegende Aufsätze über Spielplangestaltung, über neue Wege der Dramaturgie und Regie, über deutsche Werke neuer deutscher Dichter vervollständigten die mühevollen Arbeit, den Kampf gegen eine verrottete jüdisch-liberalistische Kunstauffassung erfolgreich zu führen.

Dieser Kampf ist heute noch nicht beendet. Auf keinem Gebiet der Kunst fällt es dem artfremden Gegner so leicht, sich zu tarnen und Einlaß zu finden, wie auf den „Brettern, die die Welt bedeuten“. In den langen Jahren des Ringens um das politische Verständnis der Volksgenossen für die nationalsozialistische Bewegung waren naturgemäß für die kulturpolitische Arbeit keine Kräfte frei. Die Kulturpolitik befand sich gewissermaßen in der Etappe, während die Staatspolitik im ersten Graben lag. Heute stehen Kulturpolitik und Staatspolitik zusammen in vorderster Front und kämpfen gemeinsam für die Durchdringung des Volkes mit dem neuen deutschen Lebensgefühl.

Diese Gedanken weisen die Richtung, in der die Arbeit des Kampfbundes für Deutsche Kultur auch auf den anderen Kunstgebieten zu gehen hat. Der Kampfbund hatte auf kulturpolitischem Gebiet dieselbe Aufgabe wie die Parteiorganisation auf politischem Gebiet, nämlich die Revolution vorzubereiten. Er hat heute die hohe Aufgabe, darüber zu wachen, daß die revolutionäre Idee, die bestimmt ist, das geistige Deutschland umzuformen, nicht verwässert wird.

Daher ist es heute mehr denn je notwendig, ständig neue junge Künstler, die dem neuen deutschen Kunstempfinden den besten Ausdruck zu geben imstande sind, in die vorderste Front zu stellen. Leider ist es im Augenblick in Deutschland noch so, daß immer nur der große Name auf das Publikum wirkt. Leider hat das Starwesen immer noch nicht abgewirtschaftet. Und aus diesem Grunde muß eine opferfreudige, kunstbegeisterte und vom Nationalsozialismus durchdrungene Gemeinde den Grund bilden, auf dem die jungen künstlerischen Menschen erwachsen können.

Erst dann wird sich der sehnlichste Wunsch aller Mitstreiter des Kampfbundes erfüllen, auch den einfachen Mann, den kleinen Angestellten, den Arbeiter, den Handwerker, in den Reihen der geistigen Front zu sehen. Erst dann wird nicht mehr eine begüterte Oberschicht allein Trägerin des geistigen Lebens in Deutschland sein, sondern das ganze Volk wird Teilhaben an den hohen Kulturgütern unserer Nation.

Die „Schlesischen Monatshefte“, die von dieser Aufgabe an unter einer neuen Leitung stehen, werden von nun an auch Organ des Kampfbundes für Deutsche Kultur sein. Sie werden in der Durchführung der großen kulturellen Aufgaben in unserer schlesischen Heimat mit in vorderster Front stehen. Es ist daher Aufgabe aller Mitglieder des Kampfbundes, soweit sie finanziell dazu in der Lage sind, Bezahler der „Schlesischen Monatshefte“ zu werden. Es muß Pflicht des Kampfbundmitgliedes sein, in allen Kreisen für die Zeitschrift zu werben. Gewinnt Bezahler, stärkt die Kampffront!

Auch den Ortsgruppen der Deutschen Bühne in Schlesien muß die Werbung für die „Schlesischen Monatshefte“ zur Aufgabe werden. Keine Ortsgruppe darf ohne Bezahler sein. Die Deutsche Bühne mit ihren 45 000 Mitgliedern ist heute die stärkste Kulturorganisation Schlesiens. Die Monatshefte werden für die Kulturarbeit und die noch zu erfüllenden Aufgaben treuester Helfer sein.

Werbt daher alle mit den „Schlesischen Monatsheften“ für die hohe Idee des Kampfbundes bei all denen, die an den geistigen Dingen unseres völkischen Lebens interessiert sind und die noch genug Opfermut besitzen, uneigennützig am Aufbau mitzuhelfen.

Unser Ziel ist, das ganze deutsche Volk der geistigen Front der nationalsozialistischen Weltanschauung zuzuführen. Unser Stolz wäre es, wenn wir binnen kürzester Frist dem schlesischen Führer Gauleiter Helmuth Brüchner melden könnten, daß in Schlesien diese Aufgabe voll und ganz gelöst ist.

Schönwälder

Landesleiter des Kampfbundes für Deutsche Kultur.

Der schlesische Rundfunk

Was einmal gesagt werden muß

Die „Schlesischen Monatshefte“ — Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens — haben in den vergangenen Monaten von dem Vorhandensein des schlesischen Rundfunks überhaupt nichts gewußt. Dabei ist wohl der ganzen Einrichtung nach kein Kulturinstrument in Schlesien für die Propagierung und Verbreitung „nationalsozialistischer Kultur im deutschen Südosten“ so geeignet wie die Schlesischen Sender Breslau und Gleiwitz. Man erwähnte wohl und kritisierte in den „Schlesischen Monatsheften“ Aufführungen der Breslauer Oper, des Schauspiels usw., aber über die typisch schlesischen und sudetendeutschen Sendungen des Rundfunks ging man einfach zur Tagesordnung über.

Man will sehr oft im Rundfunk nur ein technisches Instrument sehen, das keine eigene Kunst entwickeln kann. Aus dieser Einstellung heraus ergibt sich dann auch meistens von intellektueller Seite her die Abneigung gegen ihn. Der Buchdruck, der Film, ein Musikinstrument, die Drehbühne ist jedoch auch nichts anderes. Es kommt einzig und allein darauf an, wie sich der Mensch dieser technischen Instrumente bedient und was er daraus macht.

„Der Rundfunk hat keine eigenen Formen. Er macht Anleihen beim Theater und übernimmt die Gesetze des Vortragsraumes, des Konzertsaales usw. Der Rundfunk ist der Konkurrent und Vernichter dieser verschiedenen Erscheinungen des öffentlichen kulturellen Lebens.“ Das sind die weiteren Einwendungen gegen ihn.

Der Rundfunk ist zehn Jahre alt. Die Presse und das Theater haben eine jahrhundert-, ja jahrtausendealte Tradition. Man möge das bedenken. Der Rundfunk ist erst dabei, seine eigenen Gesetze und Formen zu finden. Er hat sie sogar schon gefunden. Die Sendungen des nationalsozialistischen Rundfunks haben das zur Genüge bewiesen. Ich denke nur an den 1. Mai 1933, oder an die Rede des Führers aus den Siemens-Werten.

Wenn der Rundfunk eine Oper überträgt, dann ist das kein vollwertiger Ersatz für den Besuch der Oper. Im Gegenteil, es ist eine Propaganda für diese. Der Rundfunk wendet sich nur an das Gehör. Zur Oper gehört jedoch Bild und Akustik. Bei der Presse genau das gleiche. Der Klang, das Wort, der Ton im Rundfunk verklingt, rauscht vorüber; es bleibt der Wunsch, es auch gedruckt zu sehen und zu lesen. Hitler spricht! Wie er spricht, wo er steigt, wo er seine Stimme senkt, das höre ich am Lautsprecher. Was er aber im einzelnen genau gesagt hat, das lese ich in der Presse nach.

Rundfunk ist eine neue Kunst. Die Ausdrucksmittel sind Wort, Musik, Geräusch; seine Grenzen liegen in der „Nur-Hörbarkeit“. Im Theater, im Film kommen die Zuschauer zusammen; der Rundfunk kommt zum Hörer. Er ist die Brücke von Volksgenosse zu Volksgenosse, von Völkern zu Völkern. Deshalb verbinden sich die wesenseigenen Gesetze dieses In-

strumentes Rundfunk in so wunderbarer Weise mit den politischen Notwendigkeiten unserer Zeit.

Rundfunk ist eine politische Kunst. Politik ist das Leben des Volkes. Kunst und Volk gehören zusammen. Die großen, allgemeinen Dinge, die alle angehen, werden im Rundfunk lebensecht, volkhaft und volknah geformt und übermittelt. Kein anderes Instrument vermag dieses so vollkommen zu tun wie der Rundfunk.

Nach dem Vorhergesagten erübrigt es sich, noch einmal ausdrücklich festzustellen, daß der Rundfunk das nationalsozialistische Kulturinstrument von heute ist und auch von morgen sein wird. Zum Schluß möchte ich noch die Sendungen erwähnen, die die schlesischen Sender Breslau und Gleiwitz im vergangenen Jahre als typisch schlesische herausbrachten, und die das Deutschtum im südozeuropäischen Raum behandelten. Vor allen Dingen benutzten wir die „Stunde der Nation“ zur Propagierung deutscher Kultur im schlesischen Raum. Erinnert sei an die große Sendung „Der Ruf aus dem Osten“, an die Hörfolge „Eichendorff, ein deutscher Dichter aus Schlesien“, an die Sendungen „Die Oder entlang“ — „Volk an der Arbeit“ — „Die lange Jule“ von Karl Hauptmann — „Andreas Hollmann“ von Hans Christoph Kaergel und „Hier spricht Schlesien“, die große Heimatsendung für die Schlesier im Reich.

Volkslieder und Dichtung aus Sudetendeutschland, aus Hultschin, aus der Zips, aus dem Banat, aus Siebenbürgen, Lieder und Dichtung der Wolgadeutschen wurden in sehr vielen Sendungen zu Gehör gebracht. Wir haben die alten deutschen Volkstänze und Volkslieder ausgegraben und haben sie vom Volk auf dem Lande der Masse in der Stadt vermittelt. Ich denke dabei an die Übertragung unserer Volkstanzabende, zu denen wir einmal nach Breslau sogar eine Bauerngruppe aus Roßberg OS. in ihren Bauerntrachten und mit ihren Tänzen geholt haben. Diese Arbeit stellt eine Kulturtat dar, die in einer Kulturzeitschrift hätte ihre Würdigung finden müssen. Wenn man weiß, daß Schlesien über 300 000 Rundfunkteilnehmer hat, wozu noch die Hunderttausende deutscher Rundfunkhörer in der Tschechoslowakei, in Posen, in Ostoberschlesien und noch weiter südöstlich kommen, so wird man zugeben müssen, daß wir nur im Rundfunk einen Kulturträger von so ungeheuerlich hoher und weitwirkender Bedeutung haben, und daß man ihm deshalb auch eine Bedeutung beimessen muß. Wir wollen aufräumen mit den Vorurteilen, die eine Anzahl Menschen von gestern noch gegen den Rundfunk hat. Nachdem sich herausgestellt hat, daß die „Schlesischen Monatshefte“ — Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens — Raum genug haben, um Kritiken über Stücke wie „Frau ohne Kuß“ und „Akrobaten des Glücks“, zu bringen, hoffen wir, daß in Zukunft auch Raum genug sein wird, um die wertvollen kulturellen Darbietungen der schlesischen Sender Breslau und Gleiwitz zu erwähnen.

Hans Kriegler,

Intendant der Schlesischen Sunftunde.

Sunkgestaltung und Sunkkritik

von Heinz Bierkowski.

Jede künstlerische Gestaltung hat das Recht auf eine angemessene, verantwortungsbewußte und ernsthafte kritische Würdigung. Und erhält sie. Oper, Schauspiel, Konzert, bildende Künste — es ist zur Selbstverständlichkeit geworden, sie laufend und je nachdem mehr oder weniger ausführlich zu würdigen.

Zwischen diesen festgefügtten, traditionellen Kunstformen aber steht eine, die noch jung und gärend um ihre spezifische Form, ihre instrumentale Bändigung, ihre technische Beherrschung und ihre künstlerische Meisterung ringt. Und die in ihrer Allgegenwärtigkeit und ihrem schier ungeheuren praktischen Radius volkhaft und volknah und volkverbunden ist wie kaum eine andere: der Sunk. Der Sunk vor allem in seinen künstlerischen Elementen.

Hier ringt dauernd, ständig, unermüdet eine ganze Summe wertvoller und schöpferischer Kräfte um Gestaltung. Hier versuchen tausend Kräfte dieser neuen, noch unerforschten Form, immer neue und wieder neue und wahrhaftige Gesichter aus ihrer ungeformten Materie zu meißeln.

Diese Gestaltung müßte mithin wie keine andere, zumindest jedoch genau so wie andere im Brennpunkt dauernder ernsthafter und umfassender Besprechung stehen. Müßte sich in künstlerisch und kulturell ernsthafter Form auseinandersetzen mit den prägnantesten und charakteristischsten Proben dieses Ringens.

Man spürt praktisch noch wenig von der Verwirklichung dieser Notwendigkeit. Auf der einen Seite sieht man starkes, ehrliches, heißes Wollen und Erschaffen — auf der anderen, als Resonanz dieser künstlerischen Gestaltung — gedrängte, summarische, zusammengepferchte, aus dem schon bald flüssig gewordenen berühmten Platzmangel telegraphisch zusammengestrichene, im Journalistentempo über zwanzig Dinge zugleich weggaloppierende Notizen. Oft genug auch noch konventionell, schematisch, trocken. Weder durch Art noch Form wesentliche Anhaltspunkte bietend. Summa summarum eine jeweils möglichst große Zahl von Dingen streifend, ohne dabei einem wirklich gerecht zu werden — keinem dieser Dinge, an deren jedem oft viele und mannigfache Geister unermüdetlich und schöpferisch wirkten. Alles mögliche findet man in Rundfunkzeitungen: Romane, Novellen, technische Sonderseiten, Rätseläden und Witzrubriken — bloß über die tatsächliche Wertmaterie des Rundfunks, über seine Arbeit und sein geleistetes Werk steht herzlich wenig darin.

Nach was aber soll sich der Rundfunk richten? Aus dem etwa kurzen und bündigen Ja oder Nein seiner sogenannten allgemeinen Kritik wird er dies kaum können. Denn nicht dieses Ja oder Nein ist oft und eigentlich immer das wirklich ausschlaggebende, sondern die genaue und sorgfältige Begründung, die jedoch in den meisten Fällen fehlt.

Oder soll der Sunk sich nach den Tausenden von oft sehr einseitigen und subjektiven Hörerbriefen richten, deren Meinungen meist ganz konträr extrem gelagert, sich ebenso oft gar hart im Raume stoßen? Gewiß kommen hieraus viele Anregungen. Und wenn zum Beispiel jetzt die Schlesische Sunkstunde an Hand von vorgebrachten Fragebogen diese Hörermeinungen systematisch einholt, so geht sie einen richtigen Weg. Aber doch einen anderen als den hier fixierten. Denn tatsächliche Wertbeurteilungen einer höheren Warte kann man von jenem Wege nur selten erwarten. Wie die Erfahrung lehrt.

Wo also findet der Sunk den wirklichen künstlerischen Wertmesser seiner Leistungen?

Er steht praktisch vor einem gewissen luftleeren Raum. Sein Publikum hört ihn — er aber sieht und hört und fühlt es nicht und nie. In der Kritik steht dann, es wäre ja ganz nett gewesen, aber ganz erschöpfend war es leider noch nicht. Punkt. — Und nun mach es mal einer, ohne jede wirklichen Anhaltspunkte seiner Fehler, das nächstemal besser.

Hier kann und muß nur eine neue und sorgfältige Art der Besprechung helfen. Jenes, das man allgemein „Kritik“ nennt, hat mit der Zeit seinen Sinn manchmal ein wenig verschoben. Denn wirkliche Kritik heißt nicht so sehr Lob oder Tadel, Spruch über Leben oder Tod und Zensurverteilung wie in der Schule — sondern heißt Stellungnahme, Beweis, Begründung, Diskussion. Diskussion, die wieder Diskussionen hervorruft, Gedankenaustausch weckt, Kontakte schließt und bindet — mithin das Thema in den Brennpunkt aller und vieler Meinungen und Anschauungen und geistigen Blickwinkel stellt.

Ein Beispiel aus der Praxis beleuchtet die Situation vielleicht am schärfsten. Schreibt ein Dichter ein Drama für die Bühne, kommt es bei seiner Uraufführung automatisch als Selbstverständlichkeit in den Brennpunkt der Spiegel zahlreicher Kritiken. Auswärtige Zeitungen senden Sonderberichterstatter, einheimische bringen große Feuilletons. Von allen Seiten wird das Werk von den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet. Und dies ist recht und nochmals recht.

Schreibt der Dichter nun ein Hörspiel, so bekommt er nach der Ursendung bestenfalls eine Presse von zwanzig Zeilen. Die Tageszeitungen nehmen (mit wenigen Ausnahmen wirklich die Zeit gestaltender Blätter) überhaupt keine Notiz. Jene zwanzig Zeilen aber sehen dann noch außerdem meist so aus, daß zehn davon die Inhaltsangabe rekapitulieren (warum, wird nie ein Sterblicher ergründen), fünf den Namen der Schauspieler eingeräumt sind (und dies mit Recht) — und der Rest das Gottesurteil über das Werk darstellt.

Ist das nicht, abgesehen jetzt von allem andern, eine Ungerechtigkeit? Zeigt es nicht, daß in Wirklichkeit die Dichtung des Sunks immer noch praktisch als zweitrangig angesehen wird, trotz manchen großen Worten in der Theorie? Welche Zeitung würde eine Bühnenuaufführung mit zwanzig Zeilen abtun? Beim Sunk jedoch genügen sie scheinbar. Obgleich es sich hier, abgesehen von dem Dichterischen, noch außerdem nicht um ein durch Jahrhunderte erprobtes und bekanntes Element wie die Bühne handelt, sondern um ein neues, noch lange nicht restlos bezwungenes Instrument. Um nicht mehr und nicht weniger als um das Instrument des Jahrhunderts. — Der Dichter aber steht nun vor dem Widerhall von zwanzig Zeilen — und soll daraus etwas entnehmen, das ihm etwas gibt, und ihn vielleicht ein wenig weißt, und ihn auf dies und auf jenes aufmerksam macht. Hat er Glück, bekommt er als Note eine Eins. Hat er Pech, beginnt mit diesem Pech die zweite Ungerechtigkeit. Denn dann kann er lesen, daß sein Werk durchaus noch nicht den letzten Anforderungen des gestellten Themas genüge. Warum, wieso, weshalb jedoch — darüber darf er sich nützlicherweise selber befragen. Denn das steht nicht dabei. Wo bleibt hier die Anregung, der Gedankenaustausch, das gegenseitige Fluidum — das wahrhaft

befruchtende Element geistigen Für und Widers? — Es Schweigt. Und was dem kleinsten Pössenautor zugestanden wird: eine fundierte kritische Besprechung — dem Hörspieldichter bleibt sie verlagert. Und schreibe er auch den zweiten Saut — mehr als die zwanzig Zeilen kriegt er nicht.

Praktisch liegt die Lösung des Problems in einer Konzentrierung auf das Wichtigste und tatsächlich Wertvolle. Auf die entscheidendsten Teile der Substanz. Auf jene Hauptsendungen, die dem Rundfunk sein Gesicht geben. Auf diese sind die ernsthaften Auseinandersetzungen zu konzentrieren. Für sich abgeschlossen, wie man ein selbständiges und abgeschlossenes Kunstwerk zu würdigen hat. Der Kritiker ist auch hier kein lieber Gott. Was er behauptet, muß er beweisen. Die Zeit der Götterprüche ist vorüber. Und die der Bequemlichkeit desgleichen.

Wird die Forderung verwirklicht, ist im Augenblick der Boden geschaffen für tatsächliche und fruchtbare Resonanz einer Wertarbeit, deren Strahlungen so weit und allumfassend sind — daß ihre Wirkungen praktisch

nur zu leicht unkontrollierbar werden, weil die optische Tribüne fehlt, die mitgeht oder verharrt.

Es lohnt sich und ist zugleich aktuellste Notwendigkeit, sich in kulturpolitischem wie in künstlerischem Interesse mit einem Schaffen wirklich zu beschäftigen, das wie kaum ein anderes Wert und Wichtigkeit für jeden wie für alle besitzt. Und es ist an der Zeit, Niveau und Form dieser Resonanz dem formenden und schöpferischen Willen des Heute anzupassen. Denn eines muß dem andern würdig sein. Wie überall, so auch hier. Und wäre das Element auch nur um die Hälfte so ernst und wichtig, als es die Kunst des Rundfunks als direkter und lebender Bestandteil des Volkes selber ist — es hätte Recht und Forderung auf eine sachliche, ernsthafte, lebendige und seinen Problemen gewachsene kritische Resonanz.

Nehmt die Kunst des Rundfunks ernst! Sie ist genau ein Teil der großen Kunst wie Oper, Schauspiel, Malerei. Und außerdem: sie ist die jüngste Kunst. Darum: was ihr den alten Künsten anstandslos bewilligt — wollt ihr der jüngsten immer noch verlagern?

Oper und Schauspiel

Oper

Stadttheater:

„Tristan und Isolde“

Jenes Element, das Anfang und das Ende aller Kunst, ja das die Triebfeder der Welt und alles Seins bedeutet: hier ist es in reinsten und in schönster und in tiefster Form gestaltet. Und es heißt ein sehr banales Wort: die Liebe. In dieser Tragödie gießt sich Sehnsucht, Leidenschaft, Hingeben und Verschmelzen mit solcher Wucht und solcher schier göttlichen Gewalt in eine tragödienhafte, erschütternde Form, wie sie vielleicht alle tausend Jahre einmal der Welt geschenkt wird. Alle Banalität, aller Kitsch (auch der uneingestandene), alle künstliche und abgegriffene und schwülstig antiquiert zu Tod gerittene Umhüllung dieses Wortes „Liebe“ fällt hier wie ein Schleier von diesem schon so oft mißbrauchten Begriffe ab. Und aufsteht jene Urform eines Elements, die heiß und schrankenlos und überwältigend nicht nur alle Schlacken falscher Phraseologie verbrennt, sondern vor der auch alle kleinlichen und angekränkelten und zaghaften Herzen zaudern und erschrecken müssen. Das Starke wird überall in der Welt ja nur vom Starken restlos aufgefaßt. Nur Wertvolles besteht da gegenseitig. Das andere schmilzt. Gott gebe, daß es zu Besserem umgeschmolzen werde.

Liebe. Hier ist sie in ihrem höchsten, himmelhochjauchzendsten Gipfel zugleich Tragödie, wenn auch beglückend Tragödie alles Menschentums. Die Tragik des Unerfüllbaren, das Sterben an der eigenen Seligkeit, und wieder höchste Seligkeit durch dieses Sterben. Ewiges Rätsel um den gleichen Kern. Ewiges Lied von jenem Augenblicke höchster Seligkeit, in dem man sterben möchte — weil nach ihm kein schönerer mehr kommen kann. Veragung und Erfüllung in ein und derselben Schale — und die Ausgießung dieser Schale in die grenzenlose Ewigkeit.

Wagner wußte selber, daß er mit diesem Werk das Unerhörteste und Fremdartigste von allen seinen Werken erschaffen hatte. Was ursprünglich nicht mehr als ein freundliches Spiel werden sollte, wurde in der Reife

der Ausführung zu einem der Weltwunder der Künste. Schon die Neudichtung des Stoffes, eine Tat für sich, ist unerhört in ihrer Intensität, ihrer ekstatischen Inbrunst wie in ihrer technischen Genialität. Menschliches Erleben spielte mit seinem bestimmenden Einfluß auf das Schöpferische hier ganz nah und lebend mit. Das Herz sprach — wie es ungehemmter, unaufhaltsamer selten gesprochen hatte und auch nachher selten wieder sprach. Blut und Ethos verbanden sich zu ungeheurer Wucht. Und so entstand das Wunderwerk — und lebte.

Die auch heute noch geltende Kompliziertheit und vor allem räumliche Inanspruchnahme bedingen eine Sonderstellung des Wertes innerhalb des Spielplans (ähnlich wie „Parsival“). Nur ab und zu kann man es hören. Und das ist gut so. Denn die Ausmaße, zeitlich wie schöpferisch gigantische, stellen Anforderungen sowohl an Gestaltung wie an Empfangen, die in ihrer Größe nur in Zwischenräumen ertragen werden können. Die Aufführung, im großen und ganzen eine Wiederaufnahme, war von Dr. Siegmund Straup nachhelfend betreut, und in den Details sorgfältig ausgeschliffen. Die Szene gibt ein plastisches, fesselndes Bild, und besitzt eine bei Neuaufnahmen seltene Intensität.

Wenn auch die so berüchtigte Wagnerklippe wieder einmal ein klein wenig spürbar wurde: die orchestrale Dimension gegenüber den Singstimmen. Hier ließ sich Franz von Hoßlin gelegentlich mehr von seinem Temperament als von den akustischen Grenzen menschlicher Stimmen leiten. Es riß ihn mit. Und so verdeckte die Conflut des Orchesters stellenweise mit ihrem aufstrahlenden Klangteppich dann jenes, das doch eigentlich wohl Kern und Mittelpunkt des Ganzen sein und bleiben muß: die Bühne. Gewiß ist die gerade hier so unerhörte, ja unendliche Dynamik der Partitur gleichermaßen ein musikalisches Wunder wie ein praktisches Problem. Dessen Lösung aber gerade in dem Ausgleich physischer Elemente liegt. Der, nachdem der „Ring“ wohlthuend durch orchestrale Dämpfung auffiel, diesmal

nicht ganz gelang. Was grundsätzlich gesagt sein muß. Nicht als Verkleinerung der Arbeit — sondern als Hinweis künftiger Bewältigung.

Die Stimmen durchwegs prachtvoll. Elly Doerrer als Isolde eine beglückende Leistung. Hingebend und doch leidenschaftlich, selig und doch brennend, — es geht ein Glühen von dieser Figur und dieser Stimme aus, das durch die süße Mädchenhaftigkeit wundervoll gemildert, ja verklärt wird. Das Singen ist wie ein Schwelgen, aufstrahlend und zurückstehend. Alles Technische verschwindet in seiner reiflosen, spielenden Bewältigung — und das Künstlerische wird frei.

Rudolf Streletz als Tristan wächst auch in dieser Figur. Stimmlich sympathisch vor allem durch eine gewisse ausdrucksmäßige Herbeheit, die jede Verführlichkeit der Lyriker wohlthuend verhindert. Im dritten Akt wäre eine stellenweise regieliche Dämpfung der (an sich gewiß ekstatischen) Ausbrüche von Nutzen. Sällt die Linie der Inszenierung grad sonst durch ihre künstliche Dämpfung auf, die das Gefühl ausschwingt, und nicht plastisch vergrößert, ergibt sie sich gerade hier fast hemmungslosem Uberschwang.

Herta Böhlke als Brangäne stark und mitreißend wie immer. Sorge der musikalischen Einstudierung ist es, die Stimme, die seit einiger Zeit zu einem etwas zu durchgehenden Forte neigt, dynamisch wieder, um der Gefahr der Manie vorzubeugen, looser zu machen. Richard Groß als Kurwenal plastisch und eindringlich, stimmlich mit aller Ausdrucksfähigkeit des Organs. — Wilhelm Hiller (König Marke) fast erschütternd in seiner alternden Figur und gefänglich den Charakter völlig füllend. — Paul Schmidtmann (Hirte), Willy Buhlmann (Steuermann) und Jost Bertmann (Seemann) sorgfältig.

Neuinszenierung: „Der Kuhreigen“

Dieser „Kuhreigen“ von Wilhelm Kienzl ist vor allem ein Zeitbild. In manchem etwas überschwänglich, etwas dick aufgetragen, fast typisch für die Zeichnungsmanier einer ganz bestimmten opernhaften Note seiner Entstehungszeit, — aber doch eine Art historisches Gemälde. Man darf das nicht vergessen, um ab und zu Dinge, die in der Oper vorkommen, richtig zu sehen und historisch einzuschätzen. Die Marzeillaise zum Beispiel ist hier eine historische Nuance; auf sie verzichtet heißt der Handlung ihren geschichtlichen Boden und Hintergrund verschleiern. Sie charakterisiert deutlich und offensichtlich hier als Fanfare, als Blitzlicht die zerstörenden, disziplinlosen, meuternden Horden einer Zeit, welcher der Führer fehlte. Sie ist das Motiv der Guillotine streichen. Und Kindertheater spielen.

Bei der Repertoirezeit gerade der Oper an weniger abgepielten und originellen Werken ist eine Wiederaufnahme wie diese zu begrüßen. Der Volkscharakter ist als gegeben vorhanden. Die Musik ist keine Genietat. Aber man kann nicht täglich geniale Werke spielen. Was uns allen fehlt, sind Werke in der Art von Tiefand, Bajazzo, und der auf deutschen Bühnen Heimatrecht erworbenen Carmen. Publikumsoper, die das Publikum liebhat und liebgewinnt. Eine Auffrischung der Spielpläne mit derartigen Werken tut immer dringender Not. Denn mit den Jahren wird das gute alte Mittelrepertoire der Opern immer abgepielt. Schon zieht man Publikumsoper wie Carmen und Bajazzo allorten planmäßig halbe und ganze Jahre aus dem Spielplan, um sie vor allzu starker Abnutzung zu retten. Eine Auffrischung findet den neuen Richtlinien der Opern nach durch jene Reihen alter deutscher Märchen- und

Spielopern statt, von denen man auch bei uns einige sah (Undine, Waffenschmied usw.). Daß sie noch praktisch nicht jenen Publikumserfolg finden, den sie verdienen, liegt an manchem, das im Rahmen künstlerischer Erziehungsfragen nur langsam zu überwinden ist. Neben ihnen aber brauchen wir anderes. Und darum sind Werte wie dieser Kuhreigen, mit eigener und charakteristischer Note zu begrüßen. Auch wenn sie zuliebe der Wirkung und Durchschlagkraft manchmal die Linie etwas kompakter und grober nehmen, als es rein künstlerisch notwendig wäre.

Der Hintergrund des Stückes nach der Novelle „Die kleine Blanchesleur“ von Rudolf Hans Bartsch ist Historie. Die Handlung eine etwas knallige, stark opernhafte, also stark opernwirksame Postkartentragedie. Die Bücher dieser Art von Opern sind ja meistens kaum zu lesen. Obgleich hier doch ein paar Motive wichtig scheinen. So die Gegenüberstellung der rauhen, ungeschliffenen, aber treuen und anständigen Schweizer gegen die zügellosen französischen Soldaten. Die Figur des Primus, die in ihrer glühenden Heimatsliebe, ihrer innerlichen Sauberkeit und menschlichen Stärke sympathisch und sogar zeitnah ist. Die typisch französische Marquise, die alles Herz nicht hindert, eher zu sterben, als ihre Manieren durch eine Ehe mit dem nicht standesgemäßen Schweizer zu entwürdigen. Die herrliche Parodie am Anfang des zweiten Aktes, die Dekadenz, die dadurch für unsere heutigen Begriffe so fast handgreiflich klar hervortritt, da sie wort- und stilgetreu dem Benehmen und Allüren und der Form der damaligen Zeit nachgezeichnet ist, in der der König sich in Unterhosen seinem Hofstaat präsentierte — wirt schärfer und vernichtender als jede erfundene und erdachte und noch so bissige Satire. Dramatisch häufen sich die Gelegenheiten. Von Dr. Siegmund Straup regielich gestützt. Das padende Aufströmen des verbotenen Liebes, die Massen Szenen in der Revolutionszene, das Menuett im Kerker (dies besonders bekommt fast unheimlich faszinierende Züge) — zwischen diesen Stationen liegt eine Fülle vieler anderer wirksamer und effektvoller Akzente. Gut die Regie, sauber und sorgfältig, mit Gefühl und Raumbewegung. Überflüssig allerdings das sinnlosdankhafte Aufmarschieren der Wachtparade im ersten Akt mit den noch obenrein regielich zugeordneten Kommandos; ausgezeichnet dagegen wieder die regieliche Umkomposition der beobachtenden Masse bei der Hinrichtung des Marquis.

Hans Hoffmann dirigierte die Partitur unter Vermeidung allzugroßer Überdehnungen, und raffte die etwas kurzatmigen dramatischen Tonanhäufungen energisch und bewußt durch Umlegung vom Melos zum Geräusch effektiv zusammen. Das Vorspiel zum zweiten Akt verträge Kürzungen. Sorgfältig studiert die Bühne, bunt, was bunt sein wollte, kontrastierend auch hier in der musikalischen Nuance. Die kräftigen Striche der musikalischen Zeichnung kamen gut heraus. Gestützt und gehalten von ein paar schönen Melodien (so das von Kienzl neukomponierte Straßburglied).

Barbara Reizner ist eine Blanchesleur, die ebenso entzündend und heroisch-sentimental im Darstellerischen, wie gefonnt und sicher im Gesanglichen ist. Die Stimme trägt mit ihrer vollen Wärme die Partie über alle Nuancen hinweg. Ventur Singer schonte sich als Primus stimmlich ein wenig gar zu sehr, ging erst am Schluß etwas aus sich heraus. Karl Rudow, der immer Güte, ausgezeichnet als Savart. Herma Kaltner eine temperamentvolle Doris. Herta Böhlke eine lächelnd akzentuierte Cleo. Wilhelm Hiller ein flobiger, knochiger, wirkungsvoller Durjel. Richard Groß köstlich als König. Heinrich Pflanzl chevaleresk als Marquis.

Und Kurt Kern galant graziös in seiner Sprechrolle als Zeremonienmeister. Die übrigen gut drapiert, geschickt bewegt und sorgfältig studiert. Professor Hans Wildermann gab wieder Bühnenbilder ausgezeichnete Prägnanz, atmosphärisch scharf und eindeutig gestaltet. Eine effektvolle, starke publikumswirksame Aufführung.

Erstaufführung: „Donna Diana“

Nicolaus von Reznicé's „Donna Diana“ teilt das Schicksal mancher anderen Oper. Und weist damit wieder einmal auf die ganz seltsamen und ganz bestimmt gelagerten Gesetze hin, innerhalb und zwar nur innerhalb denen das Gebilde „Oper“ alle seine Teile und damit sich selber trägt. Dieses Gebilde, zusammengesetzt aus mehreren Sinneselementen, seltsames und reizvolles Gemisch aus Auge, Ohr, Gefühl, Gehirn. Aus weltvergessenem, gewissermaßen abstraktem Schwelgen eines Sinneneindrucks (Musik) — und der konkreten Vorstellung sehr wacher und sehr gegenständlicher Materie. Sind diese Teile gegenseitig nicht fast nachwandlerisch instinktmäßig genau ausbalanciert — zerbricht das Ganze. Und das Ende ist — die Schublade. In der es, Grab so mancher Hoffnungen, verschwindet. Wie „Donna Diana“. Die jetzt neuerstandene. Vor vierzig Jahren schrieb sie Reznicé nach dem bekannten spanischen Lustspiel Morettos, das der Komponist sich selber als Opernbuch einrichtete. Doch ein Musiker ist selten auch ein Dichter — und so konnte wie so oft auch hier die Musik das pathetisierende und verschönernde Buch nicht retten. Nach Augenblitzersolgen verschwand die Oper wieder. Bis sich vor kurzem der bekannte Musikschriftsteller Dr. Julius Kapp des Textes annahm — und einen neuen, in die heutige Zeit verlegten schrieb. Aus einem Ritterstückchen wurde eine — sagen wir: Salonkomödie — mit Manager, Auto und Puderquaste.

Daß man trotzdem den zwitterhaften Kompromiß merkt, ist kaum abzuleugnen. Die Handlung schleppt mit Getöse ein ganzes Arsenal von lebenden und toten Requisiten an den klassischen Haaren herbei. Und bleibt im Grunde doch ein Nichts. Eine Seifenblase. Eine gartenlaubenartige Verbeugung. Primitivstes Liebespiel. Und resigniert schweigt allen Geistes hoffnungsvoll gespannt gewesener Traum.

Interessanter ist die Musik. Bunt und flüssig, farbig und mit geschickt getönten Rhythmen schließt sie sich jetzt zu einer Partitur zusammen, die vorteilhaft gegen die ursprünglich bombastisch theatralische Art durch gleich lebenswürdige wie lockere und aufmunternde Züge absteht. In der Struktur unverändert geblieben, fiel alle Diäflüssigkeit dem Rotstift zum Opfer. Nur zum Besten. Und wenn noch einige Charaktere alten Opernpathos geblieben sind, so haben sie sich jetzt in eine manchmal köstliche Art leiser Karikatur gewendet. Und auch das Sentiment wird derartig zur vorzüglich verhaltenen Narretei. Es ist fast Geist in dieser Musik, bestimmt Einfall und Formgefühl. Nicht nur in der Substanz, sondern auch in manchen frappant modernen Wendungen, karikierenden Momenten und temperamentvollen Gesten. Was vorher wahrscheinlich bitter ernst gemeint war, wird jetzt vergnüglich, als Glosse seiner selbst. Gewiß gibt's einige Anklänge, die Melodist bewegt sich nicht immer ausgesprochen originell. Doch sind ja keine großen Tiefen vorgesehen. In diesem karnevalistisch amüsanten Etwas, das Dr. Walter Salt kurzweilig und lustig inszeniert, von vornherein auf Spaß gestellt, auf Neßerei und Ull und sanfte Persiflage. Ganz locker, farbig, spöttisch und doch eindringlich. Der Zug zu der Exzentrik liegt hier wertmäßig näher, als man denkt. Er wurde konsequent und mit Geschick

vermieden. Und trotz dem Spaß gab es so manche Stellen, die fast romantisch klangen. Dr. Salts ganz bestimmter Zug, der neulich schon bei seiner Aufmerksamkeit erregenden Meisterlinger-Inszenierung spürbar wurde: eine gewisse Eigenwilligkeit, ein abseits des gewohnten Gehens, eine typisch eigene Note, und ein instinktsicheres Gefühl für eine Mischung, die dem Humor gleich wie der unverkrampften Lyrik das Seine und das Ihre gibt — dieser Zug wird auch bei dieser Inszenierung spürbar. Und setzt sich durch. Weil er nicht theoretisierende, vom Schreibtisch oder Einführungsansatz abgeleitete und hergeleitete Charaktere besitzt, sondern impulsiv theatermäßig, bühnenatmosphärisch und darstellerisch gefonnt empfunden ist. Also das Gegenteil von Manie. Die Gestaltung dieses ganzen Liebespielchen hier gewann dadurch. Betam regielich ein Gesicht, das fast markantere und einheitlichere Züge trug, als sie wertmäßig vorhanden sind. Klug das Vermeiden auch des allerkleinsten und geringsten banalen Zuges. Und bemerkenswert auch wieder die Details, die sorgfältig und liebevoll bis auf die scheinbar weniger wichtigen und doch oft so schwerwiegenden winzigen Einzelheiten organisch an ihrem Platze sitzen.

Franz von Hoehrlins Orchesterführung ist ganz im Sinn der Partitur. Locker, leicht, einmal tändelnd, einmal zupackend, sehr wechselnd in den Registern, und die jeweils längeren, formal gleichstimmigen Flächen plastisch voneinander abgrenzend.

Die Bühne, anfangs etwas blaß, setzte sich dann durch. Lore Hoffmann in der Titelrolle ist ein kleiner Teufel, dickköpfig und reizend. Um dann wunderhübsch weicher und fraulicher zu werden. Richtige Gelegenheit zum Singen hat sie eigentlich leider erst am Ende beim Liebesgeständnis. Da aber gab es, in diesen paar Stellen, wieder allen Zauber dieser jungen, blühenden Stimme. Was jedoch nicht hindert, das vorher einige zu harte Ansätze zu spüren waren. Dentur Singer als Don Cesar einmal schmachtend, einmal ironisch. Stimmlich wachsend innerhalb der Partie. Ganz ausgezeichnet und verblüffend in dieser Linie begabt der Perin Theo Lienhards. Ist die Rolle an sich gewiß mit die dantbarste des Stückes — verführt sie doch am allermeisten zu exzentrischen Akzenten, die geschickt vermieden wurden. Wodurch eine plastische, halb närrische, halb lausbubenhafte Figur entstand, deren größter Vorteil ihre geschmackvolle Unaufdringlichkeit war. Stimmlich ist Lienhard gleichfalls ausgezeichnet. Und mit seinem Narrenlied holte er sich seinen Sonderbeifall. Die Floretta Elly Weidlich's zierlich und kokett. Ihr Mütterchenlied könnte man sich vielleicht noch inniger, noch lyrisch akzentuierter denken. Frida Elström (Laura) und Hildegard Stanna (Senja) haben mehr Gelegenheit zum Schönsein als zum Singen. Geerd herm Andra ein stattlicher Don Diego. Jost Bertmann (Don Luis) und Willi Buhmann (Don Gaston) als elegante und verliebte Freier.

Professor Hans Wildermanns Bühne ist ein bunter Bilderbogen. Am schönsten der Park im zweiten Akt, mit den gelben Laternen und dem grün fließenden Licht. Und der zweite Teil des ersten Aktes, die Terrasse mit dem Gitter, hinter dem die Stadt atmosphärisch fabelhaft plastisch spürbar wird. Professor Grete Groß streut ihre tänzerischen Impressionen geschickt und lebendig ein. Natürlich und impulsiv in der tänzerischen Komposition, sorgfältig wachend über die Ausführung. (Eugen Lasse als Prinz Karneval, Steffi Seige und Paul Böhm als reizendes Tanzpaar. Und die diesmal gut exakt arbeitende Tanzgruppe). Paul Simon (Kostüme) begabt und wirkungsvoll wie immer.

Schauspiel

Erstaufführung im Lobetheater:

„Jugend zu Zweit“

Thema: Jugend. Zwiespalt zwischen alt und jung. Auf eine etwas schwabende Art geformt. Mit vielen Vätern: Max Halbe, Schnitzler — und ein Schuß Wedekind. Und ein wenig englische Manier, Galsworthy etwa. Wonach dieses Thema also in verschiedenster Art sowohl mit Eleganz wie mit Dramatik schon von immerhin berühmten Männern angeschnitten wurde. Auch wenn es, wie hier, Hans Caspar von Zobelitz in die Zeit der Stahlmöbel verpflanzt, bleibt es das alte. Nur wird es da von jener etwas tragödienhaften Wichtigkeit, die niemandem schlechter als der Sache selber dient. Die dadurch, daß sie jugendliche Probleme in einer ganz gewissen und bewußten Beziehung überschätzt, diese Jugend erst recht in sie hineintreibt. Es mag prosaisch sein — aber manchmal hat man insgeheim an diesem Abend den bescheidenen Wunsch, den Helden einmal ein Vierteljahr in den Arbeitsdienst zu stecken. Denn menschlicher Voraussicht nach würde er dann erotische Probleme nicht mehr gar so furchtbar wichtig nehmen. Und andernteils würden den Forderungen eines gewissen Sturm und Drang dann weniger Hemmungen im Wege stehen.

Womit man den zweiten Vorwurf dieses Stückes streifte. Der ein sexualpsychologischer ist. Ein fürchterliches Wort. Doch wenn da allen Ernstes der Standpunkt ausgefochten wird, daß ein Jüngling, um das bunte Allerlei entwicklungsmäßiger Zwischenstadien zu sparen, statt dessen der Einfachheit halber, kaum mannbar, sofort heiraten soll — ist kaum ein anderer Ausdruck möglich. Und fürchterlich vollzieht sich nun der Tatbeweis. Pro in dem edlen Ehevolontär, contra in dem corpus delicti des nicht in babyhaftem Zustande verhelichten und darum grauig mit Ausschweifung bedeckten Freundes. Womit der Sexualbefund fixiert sei und der schwarze Verdacht auftaucht: ob dieses etwa ein Tendenzstück zwecks Eheschließung prinzipiell Unmündiger sein könnte —?

Ernsthaft gestellt, ist der Vorwurf komödienhaft gelöst. An Hand eines Idealfalles. Wie das nun einmal bei solchen Komödien zu sein pflegt. Gartenlaube koloriert. Und ein ganz klein wenig auch — von gestern. Was alles nicht verhindert, daß es nette Momente, hübsche Einfälle, schlagfertige Diskussionen und spaßige Wortgefechte gibt in einem entwaffnenden Schnodderjargon. Wenn auch das Ganze in seiner wirklichen und tatsächlichen Atmosphäre etwas traumhaft bleibt, ein Theaterstück bleibt, im Sinn der holden Phantasie, ein angeblicher Abklatsch der Tatsächlichkeit, der sehr hübsch und unterhaltsam in fünf Akten über die Bühne geht — aber an dessen Figuren man irgendwo nicht recht glauben kann, trotzdem sie deutlicher als deutlich werden. Diese Figuren, die irgendwie nicht geschaffen, sondern mit Wasserfarben gemalt sind. Die innerliche Brüche der Struktur hinnehmen müssen.

Man weiß nicht recht — ist das nun ein Stück für junge Leute, oder ist es vorsichtiger aufzufassen. Es ist alles so glatt, auch etwas wirr, so gewollt bunt, so maniert schnoddrig. Im vierten Akt gibt's edlere Stellen. Hier hat man am stärksten das Gefühl: der Autor hätte wesentlich tiefer ins Thema gehen können. Er unterließ es — aus Konzession. Als Konzession an das Publikum. Weil er ein Erfolgstück schreiben wollte. Vielleicht ist dies Gefühl das richtige. Womit allerdings auch in diesem Punkte eine Geistigkeit festgestellt wäre, die verdächtig auf das Gestern weist.

Die Regie Volker Soetbeers nimmt glücklicherweise alles Seichte abichtlich schnell und flach und bunt. Hütet sich wohlthuend vor sentimentalischen Ecken und kann bei den dramatischen Akzenten endlich den werkmäßigen Boden des Tons jener Gesellschaftskomödien finden, in denen sie, vorsichtig tiefer geblendet, echter sind und werden. Er läßt alles sehr tapfer und sentimentlos spielen, wie es ja auch der Art des Stückes entspricht. Und gibt damit vielleicht unbewußt, klar und eindeutig die Farbe und die Psychologie des Ganzen an, die grad in ihrer burleskosen, man möchte sagen: konstruktiven, abichtlich zweckmäßigen und abichtlich praktischen „Seelenbehandlung“ ohne Hemmungen gebräuchlicher Formen noch künstlicher und unechter, gewollter und manierter erscheint, als vielleicht ihr Gegenteil: die Blaustrumpf-Lyrik. Was nicht hindert, daß wie in allem so auch diesem hier so manches Wahre steckt — wenn es auch leider nicht (als Zeitproblem) so nur mit einer komödienhaften Handbewegung im Vorübergehen zu lösen ist.

Harry Herzhich als Georg ist diesmal in seinem Sach. Sympathisch, großer Junge, bringt er das ungegorene Gemisch der Figur teils schlackig, teils frühreif ausgezeichnet. Eva Behmer als Hanna wächst von dem jungen Ding frapperierend in das Frauliche hinein und gibt auch manchem rollenmäßig etwas Aufgetragenen Charme und Lösung. Franz Schnyder ist nach wie vor exzentrisch festgefahren. Sein Sprechen, die Bewegungen des Gehens, ja selbst die Hände in den Hosentaschen sind verkrampt. Das ist als Karikatur bei Gelegenheiten wie diesen vielleicht ganz nett. Aber öfter — geht es auf die Nerven. Josefa Wender, eine Mutter, wie man sie als Figur so flug und scharmant, so lieb und, an dieser Stelle mit Recht, erfrischend unj sentimental aus den englischen Komödien kennt. Ria Rose vorzüglich als Britta: frech, geradezu, verbogen und mit einem seltsam wilden Herzhchen. Heidi Jochko liegt die Rolle der Marie-Luise, haargenau gibt sie den auf der einen Seite herzlosen und luxusweibchenhaften, auf der andern Seite doch wieder ehrlicheren Typ. Edith Bertram, stark begabt, als kleiner Damp ganz prachtvoll in ihrer leider kurzen Szene. Georg Thomas (Jan) eine gute Figur als alternder, abgeklärter und doch noch junger Mann mit weißmelierten Schläfen. Sehr gedämpft, kultiviert und herzlich. Franz Gühlfass ein reizender Diener, Fred Pleßke ein drahtischer Pader, und Fritz Eberth ein typisch idiotischer Nidi.

Von Johannes Heinrich Brehms guten Bühnenbildern am hübschesten und originellsten die Einzimmerwohnung (moderne Lösung: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein ...) und der ausgezeichnete lustige Wochenendplatz.

Erstaufführung: „Langemard“

Der Opfergang der deutschen Jugend

Krieg und Drama — seit je ist der Berührungspunkt zwischen beiden nah und vielgestaltig. Von Natur aus mit dramatischen Spannungen und explosiven Akzenten geladen, schöpfen diese Stoffe fast von selbst ihren Atem und ihren Geist aus der Leidenschaft, dem Feuer und dem Brand des ausgewählten Menschentums. In einem dichterischen Prozeß. In gestaltender Dichtung.

Dichtung symbolisiert. Alle klassischen Werte dieser Stofflichkeit (sei es, unter den vielen willkürlich herausgegriffen, der Lear, die Räuber, Wallenstein, Wilhelm Tell, Götz von Berlichingen, Florian Geyer) — sie alle erheben das Reale zum Symbol. In ihnen fladert das Kriegerische, das heldisch Kämpfende wie eine Fadel,

um die sich in den verschiedensten Arten das Geschehe, das schon in der Gestalt Symbolisierte, aufrichtet. Das Feuer selber, als Substanz und als Begriff, ist mehr oder weniger stilisiert. Ist mehr oder weniger formal gebunden und formaler Niederschlag des Stoffes.

Hier, wie bei „Langemarck“, ist das ganz anders. Der Riesenschatten des Weltkrieges liegt noch über der Landschaft. Nur ganz wenige Werke wagten sich bisher an Themen seines riesenhaften weltgeschichtlichen Körpers. Und taten sie es — wie anders war dann die Form gegen früher, wie welkenweit die innerliche und auch äußerliche Struktur gegen die klassischen Formen abgegrenzt. Ob Schiller es vermocht hätte, die Substanz dieses letzten und größten aller Kriege in seine Schöpfungsart zu pressen? Man weiß es nicht. Die Dimensionen sind dazu zu ungeheuer. Die Umstände und Mittel und Gegebenheiten fast unsagbar zu verschiedene gegen das Früher und die Kriege dieses Früher. Und die Tragödie des Menschlichen zu phantastisch gesteigert und mit den Hammerschlägen des Schicksals zu erschütternd turmhoch in die Höhe getrieben — um eine Antwort zu finden. Vielleicht auch ist der Abstand zu dem Geschehen immer noch nicht groß genug.

Mit grellen, nackten Peitschenhieben setzt die neue Form die unverhüllteste und brutalste Realität über die Szene des künstlerischen Tribunals. Gibt Leben mit des Lebens, nicht der Dichtung Gesten; Geschehen mit des Geschehens, nicht der Gestaltung Kraft. Gibt, fast möchte man sagen: den Rohzustand der Tatsächlichkeit. Begriffe gestaltender Form, gemeißelter Formung, ja sogar die der Kunst als solche mit ihrem harten, erschütternden und erschütterten und gigantischen Griff beiseitestoßend. Und was uns ansieht, ist keine abgewogene, nuancierend berechnete, ausgefeilte und ästhetisierende Form — sondern der Schatten eines Weltgeschehens, ganz so wie es war. Eines Geschehens, dessen glühendheißer, siedender Atem uns fast versengt und lähmt und im Tiefsten aufrüttelt — und doch beschenkt, und in der Erschütterung beglückt — daß man es mit Worten nicht zu sagen vermag.

Langemarck. Dieses Stück als ein Teil des großen Geschehens, des unvergeßlichen, gleich tragödienhaften wie in das goldene Buch der Geschichte Deutschlands vom Schicksal selber eingemeißelten. Langemarck — das Lied von einer Jugend, die sich in einem aufstürmenden, auffauchenden Fanatismus, in einer ekstatischen, Theodor Körnerschen brennenden Liebe zum Vaterland in den grauenhaften Eisenhagel der englischen Linien stürzte. Auf ihren jungen, knabenhaften Schultern ruhte eine grandiose, eine schier furchtbare Verantwortung. Wären sie nicht gewesen — wer weiß, was dann gekommen wäre. Ihre Gräber sind ein Denkmal deutschen Opfertums, deutscher Kraft und deutscher Hingebung — wie es einzig in der Welt dasteht. Mit ihren jungen Körpern wehrten sie dem Feind den Vormarsch, warfen sich, kaum ausgebildet, von der Schulbank, den Hörsälen aus, dem Eisengürtel des waffenstarrten Gegners entgegen — und siegten. Siegten als Mensch gegen den Stahlkoloss fantastischer Übermacht, fesselten mit ihrem Blut die satanische Energie des Gegners, hatten nichts als ihren Geist und ihren Willen und ihr Opfertum dem fürchterlichen Feuergürtel des Feindes gegenüberzustellen — und siegten.

Das Stück hier hat nichts zu schaffen mit hurrapatrotismus, mit literarischer Anstrengung, mit manchem unedlen, konstruierten und billigen Heldentodsgerede eines Lerbs und seinem U=Boot=Stück, eines Zerkaulen und seiner „Jugend von Langemarck“. Es waren ursprünglich zwei einander gar nicht bekannte,

ganz selbständig voneinander entstandene Stücke. Edgar Kahns „Langemarck“ (Uraufführung Braunschweig und Göttingen) und Max Geißler=Monatos „Flandern 1914“ (Uraufführung Döbeln). Herbert Maißch, der Leiter des Preussischen Theaters der Jugend, fand als erster auf der Suche nach einem tatsächlichen und würdigen Langemarckstück diese beiden Werke. In denen er so starke geistige Verbindungen und fast gleichgelagerte gedankliche Überschneidungen bemerkte, daß er riet, die beiden Stücke zu einem zu verschmelzen. Was dann im Auftrag des Preussischen Theaters der Jugend und unter Beratung seines Dramaturgen Dr. Fritz Peter Buch auch geschah. Man kennt weder das eine noch das andere Buch in seiner Urgestalt. Ebenso aber, wie die beiden Autoren unter Hintenansetzung ihres persönlichen Ehrgeizes in die Verschmelzung willigten — ebenso ist der Eindruck dieses nun endgültigen Stückes ein im großen und überwiegenden Teil geschlossen und kompakt. Vielleicht wird es welche geben, die mit absolut-künstlerischen, das heißt in diesem Falle mit falschen Voraussetzungen an das Stück herangehen, es „Kolportage“ nennen, nicht „Gestaltung“, sondern „Schilderung“. Auf sie gilt haargenau jenes, was vorhin über Form und Struktur im allgemeinen und besonderen gesagt wurde.

Die „Endlose Straße“, die „Andere Seite“ sind Dramatisierungen visueller Handlungen, die aus dem Kriegserlebnis steigen. „Langemarck“ ist dramatisierter Tatsachenbericht, dessen Einzelteile hinter dem Ganzen zurückstehen haben. Obgleich manche dieser Einzelheiten zu näherem Eingehen verlockt. So manche stark, ja sogar absolut filmisch gezeigten Momente. Die Plastik der englischen Hauptquartierszene. Die photographische Treue der Szene in der flandrischen Schenke. Die menschliche Sauberkeit und bei aller Drahtigkeit feingezeichnete Prägnanz im englischen Graben. Und der im menschlichen Aufbrechen erschütternde Schluß. Mit seinem Vorwärtsweisen, seinem weiterstürmenden, durch nichts aufzuhaltenden Geist der Idee. Der Geist des Heldentums, der dieses Ganze durchweht, prägt jedem einzelnen Wort, jeder einzelnen Wendung seinen Stempel auf. Ein Heldentum, wie es schlichter, selbstverständlicher, klarer und doch brennender nicht und nie gedacht werden kann. Ein Heldentum tiefster, mahndster und padendster Symbolik. Wie ein Fanal lodert es über dem Ganzen — und brennt bis tief ins Herz hinein. Hier steigt dieses Symbol aus den nackten Händen, aus der unverhüllten Wahrheit, aus der unverfälschten Tatsächlichkeit empor. Rau und hart und tantig schöpft es seine Kraft.

Die ganz ausgezeichnete Regie des Oberspielleiters Hans Tügel reizt die Aufführung in ihrer spannenden und fiebernden Entwicklung bis zum Äußersten empor. Den gegliederten und konzentrierten Massenszenen stehen fast kammerspielhafte, rein menschliche Augenblicke gegenüber. Plastisch und in dem Wechsel der Schattierungen scharf und prägnant erfasst sind die Charaktere in ihren ganz verschiedenen Momenten, sind menschlich überwältigende neben jugenhafte, bitterernste, neben satanische Züge gestellt. Vor allem aber die eiskalte, nüchterne Verbissenheit der Gegenseite neben die blutvolle, stürmische und heiße Kraft der deutschen Jungen gesetzt. Eine Spielleitung, die mit dem Herzen genau so wie mit allen Mitteln moderner Inszenierungskunst arbeitet. Ein starker und guter Erfolg Hans Tügels. Die Einzelleistungen sind in diesem Erleben nicht das Wesentliche und bestehen doch, ja reifen förmlich mit durch eine Besessenheit, die nicht mehr spielt, sondern erlebt, die nicht mehr agiert, sondern mit allem und dem Letzten gestaltet, was sie besitzt und zu geben hat.

Dolfer Soetbeer (Professor) eine starke, lebensvolle Figur, Eugen Baumann ein reifer, wissender Brand, Kurt Pratsch-Kaufmann ein erschütternder Dittmann, Walter Uttendörfer ein begabter Groeben, Louis Oswald in einer ganz starken, wundervoll gesteigerten Leistung als Buchalski, Walter Raupach ein derber Unteroffizier. Franz Michael Alland unerhört plastisch und eindrucksvoll als Frensch, Karl Eberhard (Murray) eine typisch gezeichnete Figur, Alfred Habel ein charakteristischer Moore. Theodor Mad ganz ausgezeichnet als Baker, Paul Amende (Roberts) großer, verwegener Junge, echt Fred Pletsche (Hupper) und Konrad Klemm (Simson) als englische Soldatentypen. Josefa Wender (Amalie) und Paul Gerber (Pierre), zusammen mit der geschickt mit ganz wenigen Mitteln zeichnenden Edith Bertram (Coinette) wirkungsvoll als Episode. Allen andern Dank und Anerkennung. Bis in die kleinste Rolle sind die Leistungen ausgefeilt und mit Begeisterung gestaltet. Das Bühnenbild J. H. Brehms schafft mit starken und wirksamen Mitteln den Hintergrund für das Geschehen.

Eine Aufführung, auf die man stolz sein kann. Und eine Leistung, die ein Höchstmaß von Können und Hingabe erfordert. Und die gestaltet wurde, wie sie leidenschaftlicher, erschütternder und tiefer nicht mehr zu gestalten ist.

Gerhart-Hauptmann-Theater: „Schliersee Bauerntheater“

Dieses Schliersee Bauerntheater hat, ähnlich wie die Tegernsee Schultesbühne, eine Tradition, wie sie selten eine Bauernbühne aufweisen kann. Es ist ein wenig seltsam, daß diese gewissermaßen bauerntheaterhafte Tradition gerade im Süden wurzelt — denn von einer ähnlichen Erscheinung im Norden ist in dieser ausgeprägten Form kaum etwas bekannt. Das mag mit der Verschiedenartigkeit des Naturells zusammenhängen: das Wendigere, Buntere, Lockere, ja Spielhaftere des Südens mit dem Herberen, Verschlösseneren, Starreren des Nordens.

Es ließe sich ein ganzer Aufsatz für sich allein über das Bauerntheater als Begriff schreiben. Ohne doch diesen Begriff ganz klar und eindeutig umreißen zu können. Denn Laienspiel und Berufsbühne mischen sich hier seltsam, und schachteln sich oft so ineinander, daß sie gar nicht auseinanderzuhalten sind. Wir haben in der Tegernsee Schultesbühne (die vergangenen Sommer bei Liebig gastierte) das Beispiel eines strengeren, in seinen Grundcharakteren vielleicht sogar echteren Bauerntheaters. Und haben hier ein anderes Beispiel eines schon, sagen wir: akklimatisierteren Typs. Akklimatisiert insofern, als er sich der Mittel mancher berufstheaterlichen Wendungen und Techniken geschickt bedient — und gewissermaßen die technische Struktur bewährter und beliebter Possenspiele geschickt in die Grundfarbe und den Grundcharakter seiner bäuerlichen Atmosphäre einbezieht. Man kann die Bekanntschaft mit vielen älteren und alten Schwankezepten bei diesem „Der Ehebreit“ von Julius Pohl erneuern. Was in durchaus nicht boshaftem Sinne lediglich als technisches Kuriosum erwähnt sei.

Denn ein Bauerntheater bleibt es gottlob doch. Und wird es hoffentlich immer bleiben. Es wäre sogar töricht, bediente es sich nicht äußerlich als wirksam ausprobiert Wendungen. Wobei die wohl einzigartige Erfahrung des Kern der Truppe: Xaver Terofal, dem Ganzen nur zuzustatten kommt. Diesem Ganzen, das doch so köstlich und so naturgewachsen in seinem Humor, seiner Farbe und seiner Eigenart ist — daß man zugleich

erstaunt wie beglückt ist. Denn nicht die Handlung, nicht eigentlich das, was da nun vorgeht, ist das Wichtigste und Eigentlichste; sondern die Art, in der es sich abspielt. Diese wunderschöne, eigenartige, landschaftsgebundene Art, die durchaus nicht (und gottlob nicht) auf jene „bayrische Gaudi“ hinausläuft, die man so oft im Norden als eine bessere Art von Blasphemie faritaturhaft vorgelesen bekommt, sondern die trotz aller Lustigkeit immer Form behält, nie plump entgleist, und nie den, wenn auch oft derben, Ulf mit dem Kalauer verwechselt.

Bei ähnlicher Gelegenheit ist schon einmal die Frage der Routine bei solchem Bauerntheater aufgetaucht, die eigentlich obligatorisch ist. Denn in dem Augenblick, in dem ein Spiel vom Laienspiel, das nur für sich zum Zeitvertreib sich mit sich selbst beschäftigt, zum gewerblichen Theaterspielen, das heißt zu einem ständigen Theaterbetrieb, hinüberwechselt, muß es sich nicht nur zwangsläufig, sondern sogar notgedrungen eine gewisse Art von Routine aneignen, die zugleich Folge wie Boden alles Handwerklichen ist. Wobei erlaubt sei, zu bemerken, daß es kunstästhetisch sowieso durchaus noch nicht einwandfrei geklärt ist, inwieweit nun Routine in maßvoller Form pro oder contra in bezug der Darstellung zu werten ist.

Wobei man sagen kann: routiniert ist diese Schliersee Bauernbühne allerdings. Aber auf eine Art, die den Impuls wie die Farbigeit durchaus nicht stört oder gar hemmt. Die ungenannte Spielleitung sorgt für Lockerheit und unverkrampfte, natürliche Laune. Wunderschön, wie dabei der Pendel der Lustigkeit niemals bis zur blanken Posse ausschlägt. Wobei auch hier nicht einmal das Stück so wichtig ist. Denn dieses Stück ist sozusagen nur die berühmte Kette der „Gelegenheiten“ — trotz seines tiefen Sinns. Der etwas pompöse Untertitel „Kampf der Geschlechter“ — mit dem darf man's nicht so genau nehmen. Obgleich vielleicht sogar zu sagen wäre, daß das Stück in vielem fast eine Glosse auf diesen alten Kampf (sprich Reibereien) bedeutet. Das alte und das junge Paar — davon ist jedes eine Wegstation. Im Hintergrund die Klatschsucht und Verleumdung, die auf der Welt schleinbar chronische, die dann am Schluß wie überall so auch hier die eingebrochte Suppe selber essen darf. Eine erfrischende Nuance.

Der Mittelpunkt der Aufführung ist Xaver Terofal. Das Hauptcharakteristikum der Bauernbühne, daß ihre Darsteller ihre Figuren nicht nur spielen, sondern von Natur aus sind — wird bei ihm am deutlichsten. Er ist ein Bartl — wie der Bartl halt ist. Wie sie alle sind, die alten Bauern, droben in den Gebirgsdörfern der Alpen. Pfiffig, schlau, lustig, schnurrig, halb Pantoffel und halb Dickschädel — herrlich gesund und natürlich — sogar noch im Schwindeln. Terofal — nun, er ist ein alter Routinier. Er kennt die Mittel und kennt seine Leut'. Jeder Ton von ihm sitzt, gibt einen Lacher im Publikum, jede kleinste Wendung ist ausgearbeitet und wohl in ihrer Wirkung hundertmal erprobt. Ohne doch routiniert zu wirken — nämlich im schlechten mechanischen Sinne der Routine. Darüber hinaus hat die Figur dieses Alten ausgesprochen fein geprägte, manchmal fast wie zifelierte Züge. Sie lacht nicht — sie schmunzelt. Sie ist ein wunderschönes Gemisch in einer natürlichen, unverkrampften, echten Volkstypen. Anna Terofal als alte Bäuerin ein gleich echtes wie liebes Gegenüber. So richtig lieb und rundlich mit einem mütterlichen Gesichterl, flug und besorgt, mit warmen, starken Händen. Sannerl Mittenmayr-Terofal eine beherzte, handfeste, junge Bäuerin (Peppi), Willi Soellner als Schmied Jochen herzlich und sonnig, zu-

gleich großer Junge wie grundgescheiter Ehemann, der sein Weibchen anzufassen weiß. Maria Schwarz ist eine Bürgermeisterin, die direkt bis zur Antipathie mit der angeblichen Moral Schindluder treibt. Und Mirzl Staller eine drastische, wildwüchtige Wurz. Die anderen sind Typen unter Typen! So echt, daß man meint, man wär in Oberbayern. Auch im Zwischenakt, in dem eine Kniegeigen, eine Zither und eine Bassgitarre dann eine wunderschöne Musi spielen.

Das alles ist so echt und wahr und ungezwungen, so unostümiert und in bestem und in schönstem Sinne volkstümlich, — und es geht so ein Frohsinn und eine solche Sonntagsheit von diesem allem aus, daß jeder zu bedauern ist, der es nicht sieht. Hier ist eine Volkstunst, wie man sie sich nicht besser wünschen — und auf die man stolz sein kann. Und die in ihrer Art so wichtig ist und ernst genommen werden muß — wie Goethes Saust in seiner. h. B.

Rundschau

Dr. Castelle in Breslau

Anlässlich der Jahrhundertfeier seines Bestehens veranstaltete betamntlich der „Schlesische Kunstverein“ in Verbindung mit dem Museum der bildenden Künste zur Ehrung des Gedächtnisses seines vorherigen Vorsitzenden Dr. W. Korn, eine Schau der Aquarelle desselben. Als Ausklang dieser Gedächtnisausstellung sprach am Sonntag, den 25. Februar, vormittags 11¹/₂ Uhr Herr Dr. S. Castelle. Außer musikalischer Erinnerung der Feier durch Dr. Preisners Quartett las Dr. Castelle aus eigenen Dichtungen und Eichendorffs und gedachte anschließend des Verstorbenen. Herr Dr. Castelle, der literarische Führer im Kampfbunde für deutsche Kultur, wurde von dem weiten Kreise seiner schlesischen Freunde dankbar begrüßt. Die Feier war nicht nur allein für die Mitglieder des Schlesischen Kunstvereins, sondern für die breite Öffentlichkeit gedacht, um für des Kunstvereins kulturelle Aufgaben zu werben. Der Abend war ein voller Erfolg.

Amtliches Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ Niederschlesische und gesamtshlesische Wirtschaftszahlen 1933

Das soeben erschienene amtliche Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ bringt als Statistisches Jahreshft 1933, bearbeitet im Statistischen Amt der Provinzialverwal-

tung (Leitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel), in seinem ersten Teile eine zahlenmäßige und textliche Übersicht über die wirtschaftliche Entwicklung in der Provinz Niederschlesien im abgelaufenen Jahre. An Hand einer statistischen Hauptübersicht der wichtigsten niederschlesischen — und erstmalig — auch der gesamtshlesischen Wirtschaftszahlen (beide Provinzen zusammengenommen) werden die einzelnen Entwicklungsreihen textlich erläutert und ergänzt; sie spiegeln die Wirtschaftsbelegung auch im schlesischen Raum wider, die um so erfreulicher ist, als dieses Gebiet infolge der vielfachen Störungsursachen seiner wirtschaftlichen Grundlagen sich erst von einer tieferen Ebene wieder heraufarbeiten muß als vielfach anderwärts.

Die Zahlenreihen und die textlichen Erläuterungen werden dann ergänzt durch verschiedene Schaubilder sowie durch eine größere Anzahl (9) von Statistischen Sonderbeilagen; diese behandeln neben dem Arbeitsmarkt die Landwirtschaft, die Bevölkerungsbewegung, die Siedlung und den Fremdenverkehr.

Der zweite Teil des Jahreshftes enthält „Statistische Jahresreihen aus dem Verwaltungsbereich der Provinz Niederschlesien“, welche laufend vom Statistischen Amt bearbeitet und von denen diesmal die wichtigsten für eine Reihe von rückliegenden Jahren veröffentlicht werden.

Den Abschluß des Hftes bildet eine Übersicht der Aufgabengebiete des provinziellen Statistischen Amtes. D.

Bücher

Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Nachdem Dr. Wolfgang Schulz, Görlitz, schon in zwei Vorträgen an Hand ausgezeichnete Lichtbilder den Breslauern eine schöne Auswahl seiner wichtigen Forschungsergebnisse über Kunst und Geistesleben der Germanen nahegebracht hat, konnte sein kürzlich erschienen Buch „Altgermanische Kultur in Wort und Bild“*) nur mit allseitigem Interesse aufgenommen werden. Aus der großen Menge der über drei Jahrtausende — von 1800 vor bis 1200 nach Chr. — und fast über ganz Europa von Island bis nach Sizilien sich erstreckenden Zeugnisse germanischer Kulturgeschichte und Stammeskunde hat der Verfasser besonders bedeutende Gippelpunkte in seinem Buche zusammengefaßt. Eine Gesamtchau über Entstehung, Volkszugehörigkeit, Siedlungs- und Eroberungszüge der Germanen, über ihre Stellung in der großen indogermanischen Völkergemeinschaft und im allgemeinen Zeitgeschehen Europas bildet den Anfang des Buches und zeigt zugleich den Wert germanischer Altertumskunde.

Die vortrefflichen Werke germanischer Kulturschaffens aller Zeiten sind dann in außerordentlich lebendiger, eindringlicher Weise erstmalig sowohl vom Standpunkte der Vorgeschichte und Kunstgeschichte wie der Rassen- und Volkskunde, der Religionswissenschaft, der Literatur und Sprachforschung ausgewertet. Erstaunlich viel erhaltenes Erbgut zeigt sich da, und unerschöpflich sind die Quellen, die sich für unsere Zeit aus der Vater Wirten und Denken nutzbringend öffnen und neue Kräfte zu wecken vermögen. Aus bronzezeitlichen Gräberfunden, aus den einzigartigen Felszeichnungen des Nordens zeigt der Verfasser, wie eine Fülle von Wissen um Mythos, Kult, Musik, Dichtung, um Hauswesen, Tracht und Bewaffnung ältester germanischer Vergangenheit auf uns überkommen ist. Sehr anschaulich bringt uns das Buch die Gedanken von Staat und Volksgemeinschaft der frühen Eisenzeit nahe, die Altersklassen, die Männer- und Jugendbünde, die Weihen und Mysterien, die Aufgaben von Wehrrat und Nährstand, von Volksversammlung und Gemeinderat, die heute wieder so überraschend lebendig für uns geworden sind. Heldenlieder, Wahrsagungen und Runen in Fülle belegen die Forschungsergebnisse des

*) Verlag J. S. Lehmann, München 1934. Preis in Ganzleinen 7,50 RM.

Verfassers und die seiner Vorläufer. Die Blüte nordischer Werkkunst aus Völkerwanderungs- und Wikingzeit in völlig eigener Stil- und Zierart bietet das Werk in vortrefflichen Abbildungen dar, z. B. die Gold- und Silberfunde von Sacrau und Wendel, Hausgeräte, Musikinstrumente, Wagen und Schiffe von Oseberg bis zur norwegischen Kirche Wang im Riesengebirge. Von tiefem weltanschaulichen Gehalt ist die Dichtkunst jener Zeit, die aus erstarkendem Königstum erwachsenen Heldenlieder, die Götterlieder der Edda, die Familiengeschichten der Saga, die Staldengefänge mit Arbeitslied und Kinderfang, Zauberweise und Tanzlied, die Hymnen zu heiligen Opferhandlungen und Spielen. Ganz religionserfüllt und voller Mystik waren meist diese Dichtwerke, und der Verfasser bringt in engem Anschluß daran sehr klare, für heutige Glaubensfragen wichtige Darlegungen der germanischen Religion in allen ihren Gedankengängen und Äußerungen. Er kommt mit diesen tiefsten Dingen germanischer Kultur zu der sehr bedeutsamen Frage: „Und wir?“ In seinem Schlußkapitel gibt uns Dr. Wolfgang Schulz Antwort. Geschichte des Christentums und bisherige Methoden deutscher Volksbildung werden behandelt und der Weg gezeigt zur Genesung reinen deutschen Wesens, nach langer Überfremdung, durch immer mehr ausgebaute Kunde von germanischer Vorzeit, durch freies Nachschaffen und neues geistiges Erwerben alten edlen Erbgutes der Väter, um es in Wahrheit zu besitzen. Nicht gedankenloses, äußerliches Nachahmen, sondern durch eigenes Forschen ererbte, verinnerlichte und zugleich modernen Zeitforderungen entsprechende wahrhaft deutsche Kultur soll unser Besiz werden. Dazu helfen uns Werk und Worte unseres schlesischen Forschers Dr. Wolfgang Schulz sachkundig den Weg bereiten. Dr. Eva Schmidt

Konrad Olbricht „Schlesien“. Grundriß einer Landeskunde. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. Mit 133 graphischen Darstellungen, Karten und Bildern auf Kunstdruckpapier. 1933. 184 Seiten. Geheftet 4,80 RM., in Leinen 6,00 RM.

Im Jahre 1925 erschien bei Ferdinand Hirt die „Schlesische Volkskunde“ von Joseph Klapper. Diesem äußerst anregenden und weit angelegten Werke tritt nun eine neue Landeskunde zur Seite. Wir Schlesier begrüßen dankbar das vielseitige Buch, welches in Heimat und Ferne die Eigenart und den Reichtum des deutschen Südostrons erschließt.

„Beide Provinzen unterstehen wieder einem Oberpräsidenten. Großzügige Pläne sind im Werden, Schlesien trotz seiner Sackgassenlage wieder zu einem fräftigen, lebensfähigen Wirtschaftsorganismus zu gestalten... Damit schien der richtige Zeitpunkt für die Veröffentlichung dieser Landeskunde gekommen.“

So schreibt der Verfasser selbst im Vorwort, das Einbild in eine zwanzigjährige Forschertätigkeit gibt. Die vaterländisch völkische Bedeutung des Dargestellten wird ersichtlich. Und im allgemeinen Teil begegnen wir unzähligen Hinweisen auf diese Momente. Der gesamt-schlesische Raum, die Gefahrenlage durch Versailles, Siedlungsweisen und Verkehr, Handel und Wirtschaft Schlesiens seien besonders hervorgehoben. Lebendig und eindringlich werden der schlesische Mensch und das schlesische Dorf dargestellt. Unvergessliche Worte des Dichters Hermann Stehr haben erfreulicherweise an dieser Stelle Aufnahme gefunden. Der Abschnitt über „Die erdgegeschichtliche Entwicklung der schlesischen Landschaft“ und die Schlußbetrachtung „Von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft“ geben in gedrängter Form

einen klaren Einblick in das Verhältnis von Erde und Mensch. Kurze und genaueste wissenschaftliche Prägung dieser Zeilen erleichtern das Lesen nicht. Aber durch die Fülle der gebotenen Anregungen wird man reich für die Mühe belohnt.

Der zweite Teil enthält die Einzellandschaften Schlesiens. Das Sudetenland, Ostoberschlesien und das hultschiner Ländchen verdienen besondere Beachtung. Gleich ausführlich sind die bisweilen vernachlässigten Gebiete der Niederschlesischen Heide und des Landrückens behandelt.

Die mit peinlicher Sorgfalt ausgewählten Bilder beleben den Text an allen Stellen. Oft erweist die Zusammenstellung zweier Aufnahmen den landschaftlichen Reichtum der Heimat. Die Oder als Steppenfluß und die Hampelbaude werden einmal gegenübergestellt. Ein anderes Blatt bietet den Güterbahnhof von Gleiwitz und die Obstblüte im Wildgrund bei Ziegenhals. Oder ein Grünberger Rebenhügel und Mühlen an der Militärischer Grenze begegnen nebeneinander. Am Schluß des Buches findet sich ein Quellennachweis, der durch kurze kritische Urteile gleichzeitig einführt in die Entwicklung des erdunterschiedlichen Schrifttums über Schlesien.

Keiner, der sich eingehender mit der Heimat beschäftigt, darf an diesem wertvollen Buche vorbeigehen.

Dr. A. Wieniade

Friedrich Heiß „Deutschland zwischen Nacht und Tag“. Volk und Reich-Verlag, Berlin 1934. 284 Seiten Kunstdruckpapier, Seitengröße 24:25 cm, 296 Abbildungen, 18 Karten und Kartenskizzen, 15 graphische Darstellungen. In Ganzleinen gebunden 6,60 RM.

Ein Zeitbericht von seltener Wucht und Eindringlichkeit erhebt durch Wort und Bild dieses Buches. Von den Fronten des Weltkrieges bis zum Winterhilfswerk erleben wir die Geschehnisse noch einmal. Und ein Bildquerschnitt durch den Gesamtbereich deutschen Lebens im deutschen Land lehrt uns, die Heimat über alles zu lieben. Es gibt kaum einen Sammelband, den man dieser Schönheit an die Seite stellen könnte.

Die politischen Monatshefte „Volk und Reich“ erfreuen durch weitblickende Abhandlungen und prachtvolle Lichtbilder. Ihr Herausgeber Friedrich Heiß hat in dem neuen Deutschlandbuche gleichfalls das Beste ausgewählt und zusammengetragen. Abrüstung, roter Aufbruch, Wirtschaftsverfall und Geburtenrückgang leuchten in aller Grelle auf. Dreiundzwanzig Kabinette seit 1918, 6 013 612 Arbeitslose Anfang 1933, Elend, sinnlos unwürdiger Taumel, all das wird angeklagt, an den Pranger gestellt. Aber gläubig und hoffend erhebt sich aus solchem Niedergang das neue Reich. In dem Abschnitt „Die Eintreibung“ wird deutlich, welche „Mächte“ von außen gegen diesen jungen Staat arbeiten. Werner Wirths hat hier in seinem martigen Text an unvergesslichen Beispielen gezeigt, was Haß und Verleumdung 1914 oder 1933 erlügen haben. Die neue Gemeinschaft, Bauer, Arbeiter und geistig Schaffender, kämpft zuversichtlich und machtvoll dagegen an. Das erweist der folgende Zeitbericht vom 1. Mai bis zum 12. November 1933. Der Aufbau durch Arbeitsbeschaffung und Winterhilfswerk erhebt als ein Zeugnis friedlichen Schaffens, eisernen Ringens um die besten Kräfte der Nation. Nichts konnte die Darstellung besser beschließen als ein Hohelied auf Deutschlands Schönheit, von der weit über 100 Bilder künden.

Schlesien findet hier und an anderen bedeutenden Stellen des Buches lobend Erwähnung. Bei den

Grenzkämpfen heißt es: „Der Annaberg wird zu einem Symbol der Bereitschaft und Hingabe für Deutschland“. Zwei Karten zeigen die neuen Verkehrswege auch in Schlesien (Autobahnen, Wasserstraßen). Ottmachau ist bei der Errichtung der Staubecken hervorgehoben. Schneefoppe und Riesengebirgslandschaft erfreuen alle Bergfreunde in herrlichen Bildern. Oberschleisisches Barock, Reisse, und drei Gotteshäuser Breslaus weisen auf die kirchliche Kunst hin. Der Dom und die trutzig mächtvolle Gotik der Sandkirche sind besonders eindrucksvoll. Die Aufnahme zeigt, wie die kleinen Kapellen der Nordseite in den Schutz der wuchtigen

Strebepfeiler eingebettet sind. Schließlich ist der Bereich der evangelischen Dorfkirche von Wahlstatt als treffendes Beispiel gewachsener Landschaft wiedergegeben. Ostern 1934 erteilt in diesem Bezirk eine nationalpolitische Erziehungsanstalt, die das Erbe der bodenständigen Vergangenheit hüten und die Zukunft mutig aufbauen wird. Der Geist des Deutschlandbuches läßt dies zuversichtlich hoffen. Recht viele mögen den preiswerten Band zur Hand nehmen, um seinen Geist zu erleben und nach seinem Gehalt das neue Reich mitzugestalten.

Dr. A. Wienide.

„**Hieb und Stich**“. Kampfgedichte und Zeitfatiren von Walter Ossig. Gauverlag NS.-Schlesien, Breslau. Einer, dem Nationalsozialismus ein Bekenntnis zu kämpferischer Lebenshaltung ist, hat hier einen Band Gedichte geschrieben, der kündend und weisend und zutiefst treffend für diese Lebenshaltung ist.

Der schlesische SA.-Mann Waldemar Glaser hat das große SA.-Erleben in seinem Buch „Ein Trupp SA.“ episch darstellend erzählt. Walter Ossig, der Verfasser des Bandes Kampfgedichte und Zeitfatiren „Hieb und Stich“, gestaltet dieses Erleben in herrlichen Gedichten, die schlaglichtartig die geistige Einstellung unserer SA. und SS., ja unserer Kämpfer überhaupt abrollen lassen.

Immer wieder ist von Kampf die Rede, von unserem gigantischen Kampf um Deutschlands Freiheit, von jenem zähen, harten, verbissenen und erbitterten Kampf, der um die höchsten sittlichen und geistigen Werte geht. Harte und markante Züge hat dieser Kampf in die Gesichter unserer SA.-Männer gezeichnet, ernst sind sie geworden. Auch die Gedichte Walter Ossigs drücken diesen großen und tiefen Ernst aus, der geboren ist aus dem Gedanken an das einzulösende Vermächtnis der Toten des Weltkrieges und der Bewegung und aus dem Glauben und Wissen um das große, heilige Ziel, das „Deutschland“ heißt. Da klingen dann manchmal Töne auf, die an Walter Flex erinnern, etwa in dem wundervollen „Vor einem Morgen“, oder jenem andern „Ein Landknecht stirbt“, das schlicht, einfach und damit doch die ganze Größe des Sterbens erfassend die Einstellung unserer SA. dem Tode gegenüber gestaltet.

In anderen Gedichten wiederum ist Walter Ossig der heftige, kämpferisch-aggressive Revolutionär, der sich einen Teufel und einen Dreck drum schert, ob seine Gedichte etwa auch noch „dichterisch“ sind, der nur als

Landknecht herumzieht und trommelt und wirbt für die Idee, für den Kampf. Das sind dann jene herrlichen Gedichte, die anfeuern, die reden und singen von wehenden Fahnen, vom Marschtritt der braunen Bataillone, von Sturmliedern und dem gigantischen Kampf besonders unserer, der schlesischen SA., unter ihrem Obergruppenführer Heines. Und von hier aus ist es nicht weit zu jener gelatzten und gepfefferten, beißenden Satire, die herzieht über die verfllossene Zeit, sich über sie ganz köstlich lustig macht in einer geradezu herzerfrischenden Art, die an den Altmeister des deutschen Humors, Wilhelm Busch, gemahnt. Hier sind dann alle vertreten, die „Blüten“ des Systems, und werden mit Schande und Spott einer nach dem anderen, so mir nichts dir nichts, ohne Ehrfurcht und Respekt entblättert.

In Hans Arlart hat man einen Zeichner gefunden, dessen Zeichnungen und Dignetten eine selten aufzufindende einheitliche Ergänzung zur ganzen kämpferischen Grundhaltung des Buches bilden.

Unser verehrter Gauleiter Helmuth Brückner hat dem Buch ein Geleitwort mitgegeben, das wohl am besten den Sinn dieses Buches zeigt und deshalb hier angeführt sei:

„Der lebende Nationalsozialist war immer treu verbundener Kamerad derer, die wir zu Grabe tragen mußten, und bleibt es in der Wachsamkeit darüber, daß der Sinn ihres Opfers nicht verfälscht werde.“

Dem Andenken der gefallenen Kameraden ist diese Ausgabe gewidmet, die in würdiger Form eine Mahnung an uns und die Jugend bedeutet. Walter Ossig wurde zum Sänger des Kampfes der schlesischen Nationalsozialisten und zum Kämpfer der ewigen Werte, aus denen wir als Soldaten des Führers unserem Volke dienen“.

Bestellen Sie

alle Ihre Bücher

nur bei der Deutschen Buchstube

Breslau 1, Schweidnitzer Straße 21
